Karl Hans Strobl

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

A. AMONESTA
BUCHHANDLUNG
WIEN IV. MARGARETENSTR. 7
TEL. B 21-7-93

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 0 6 1996

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

H·STEINER·PRAG·1917

Die Wenzelbude

Eine Prager Studentengeschichte

von

Karl Hans Strobl

Leipzig / 1924
Verlag von L. Staackmann

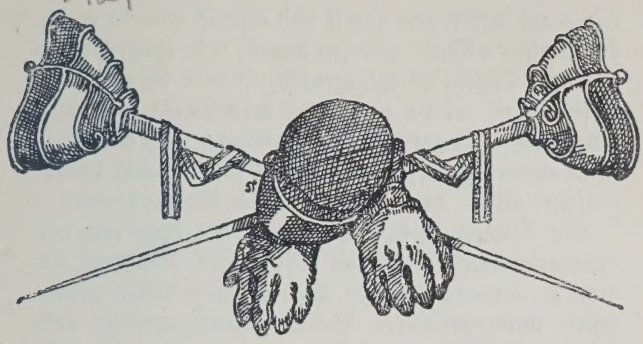
Titelzeichnung und Kopfstück von Professor Hugo Steiner-Prag

Vierzehntes bis sechzehntes Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt bei R. Kiesel zu Salzburg

8345919
Ov
1924



Vorwort

Dieses Buch neu zu drucken, ist 14 Jahre nach seinem ersten Erscheinen notwendig geworden. Ich habe während dieser Zeit keinen Blick hineingetan, aber ich habe immer wieder erzählen gehört, daß es noch lebendig und eine Art Abenteuer- und Bekenntnisbuch nicht nur der Prager Studentenschaft, sondern auch vieler anderer deutscher Hochschulen sei. Mit einigem Erstaunen konnte ich auch feststellen, daß selbst die literarische Kritik nach wie vor eine liebenswürdige Schwäche für dieses Buch bewahrt habe und es sogar bisweilen, wie es schon zu gehen pflegt, gegen spätere Arbeiten ausspielen zu müssen glaube.

Mir selbst war die Prager Geschichte, nachdem ich aus demselben Stoffkreis noch zweimal — im „Schipkapaß" und „Wirtshaus zum König Przemysl" — Schicksale zu gestalten versucht hatte, über wesentlich anderen Erscheinungen und Aufgaben fremd und fern geworden; und ich muß gestehen, daß ich, im Bewußtsein dessen,

Not Selected for Humanities Preservation Project

wie unzulänglich und unreif und tastend damals meine künstlerischen Mittel gewesen waren, mit einigem Bangen dem Augenblick entgegensah, in dem ich mich mit diesem Buch wieder einmal zu beschäftigen und auseinanderzusetzen gezwungen sein würde. Ich fürchtete, mein eigenes gewissenhaftes Urteil werde dahin lauten müssen: Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!

Der Wunsch meines Verlegers, der nach wie vor unverminderten Nachfrage durch einen Neudruck gerecht zu werden, hat mich Auge in Auge dieser meiner ersten umfangreicheren Arbeit gegenübergestellt und mir ihre Prüfung zur Pflicht gemacht. Und ich habe es nicht übers Herz gebracht, sie zu verstoßen und zu verleugnen. Viel jugendliches Ungeschick ist darin, aber auch ein rückhaltloses Ungestüm, viel schwankende Unzulänglichkeit, aber auch ein vierschrötig derbes beim Namen nennen und eines mit dem andern so eng verwoben, daß ich, um dieses Buch zu „verbessern", es von Grund auf hätte neu schreiben müssen. Ich habe mich also bei der Durchsicht darauf beschränkt, einige Unsicherheiten und etliches Alamodewesen im Belang der Satzzeichen, sowie einige allzu gröbliche, satzbildnerische Verrenkungen und Entgleisungen zu beseitigen; im übrigen habe ich es, mit vollem Bewußtsein, in seiner alten Gestalt belassen. Als ein Bild deutschen Hochschullebens vor zwanzig Jahren entsende ich es in seiner ganzen burschikosehrlichen Klobigkeit, mit dem Stoßgebetlein „Der Herr behüte uns vor Abgeklärtheit" neuerdings in die Welt.

Rodaun bei Wien, Dezember 1916.

Karl Hans Strobl.

Die neue Bude

Es war zu Beginn des Wintersemesters 1897. Die deutsch-akademische Verbindung „Frankonia" hatte dieses Jahr furchtbares Pech. Das war schon die dritte Bude, die die Frankonen aufgeben mußten.

Prag war ein heißer Boden für deutsche Studenten. Es lag irgend etwas gewitterschwül und unheimlich in der Luft. In der Seele der großen Stadt war es wie ein hämisches Trotzen. Ganz tief, zu unterst lag es wie versteckt, aus gelben Augen tierisch blinzelnd. Binder empfand diese heimliche Bosheit unangenehm und drückend. Wenn er am Ufer der Moldau stand und hinüber sah, dann schienen ihm dichte, blaue Nebel über dem Berghang und der Kleinseite am andern Ufer zu liegen, dick und schwer wie Tücher, mitten im hellsten Sonnenschein. Und am Abend glänzten die langen Fensterreihen des Hradschin wie Feuersignale.

Das „Bumm"- und „Dienstmann"-Schreien der Tschechen hatte nachgelassen. An seine Stelle trat ein höhnisches Grinsen, ein bewußter, überlegener Hohn.

Da zog man sich nur um so mehr in sich zurück, und die Verbindungen, Burschenschaften und Korps lebten nur ihren Interessen.

Die deutsch-akademische Verbindung Frankonia war also ohne Bude.

Das war immer eine böse Sache, um so mehr in diesen schlimmen Zeitläuften.

In der ersten Bude hatte man ihnen gesagt, daß sie ausziehen müßten, weil man umbauen und das Budenzimmer zum Lokal dazu nehmen wolle. Der Wirt der zweiten hatte die Bude plötzlich an einen Verein vermietet. Und in der dritten erklärte man rundweg, daß die Nachbarschaft auf Kündigung bestehe, weil man die deutschen Studenten nicht dulden wolle.

Der Zweitchargierte, zugleich Wichswart, Budenwart usw. war in Verzweiflung. Zwei Stunden seiner ohnehin kargen Zeit widmete er täglich dem Budensuchen. Der Reihe nach wurden die Füchse zum Suchenhelfen kommandiert. Da war in der Korngasse eine Restauration. Die feine Spürnase des Zweiten merkte dem Lokal gleich außen von der Straße das Hinterzimmer an.

Also man versuchte es.

Ob man nicht ein Hinterzimmer haben könne?

Ja, es sei wohl ein Zimmer da, aber er wisse nicht . . . übrigens, wie viele Herren wären es denn.

Dreizehn!

Hm! Ein bißchen wenig. Aber . . . die Herren müßten eben auch hier essen. Er wolle es sich noch überlegen. Die Herren könnten ja einstweilen zum Speisen herkommen.

Die ganze Mannschaft wurde natürlich sofort zum Speisen in die Korngasse kommandiert. Aus Begeisterung und Sorge aßen sogar einige ältere Inaktive mit.

Das war eine harte Prüfungszeit. Der richtige

Schlangenfraß, wie der „Medizinmann" Toni bemerkte. Nach acht Tagen hatte die ganze Verbindung Magenbeschwerden. Und in die Börsen, wo solche vorhanden waren, hatte diese neue Abfütterungsart große Löcher gerissen. Man mußte doch etwas aufgehen lassen.

Nach vierzehn Tagen erreichte das Leiden seinen Höhepunkt. Es waren nur mehr hohläugige, verkrümmte Gestalten, die kaum mehr abends den Schläger halten konnten.

Nun mußte die Entscheidung fallen. Der Auszieh-termin war vor der Tür.

Man drängte den Wirt zur Äußerung. Der redete lang herum, und erklärte schließlich, es tue ihm leid — aber er müsse verzichten, denn hinten im Hof sei ein tschechischer Gesangverein, und das werde sich nicht vertragen ... Aber, es werde ihn unendlich freuen, wenn man weiter bei ihm speisen wolle ...

Der Zweitchargierte dankte sehr höflich und fest. Nun saß man wieder auf dem Berge. Der immer freche und leichtsinnige Fuchs Pohl sang den drei betropitzten Chargierten den ganzen Tag das schöne Lied vor:

„Und auf dem Berge, eins, zwei, drei,
Sitzen kleine Zwerge, eins, zwei, drei."

Aber alle anderen minder Frechen und minder Leichtsinnigen waren tiefbetrübt und niedergeschlagen.

Nur noch vier Tage bis zum Ersten.

Der Zweitchargierte ging herum wie ein Maeterlinckscher Schatten. Binder, der Erstchargierte, ließ sich eine Bahrsche Locke auf seine bleiche, sorgenvolle, gramvoll gefurchte Stirn fallen. Die beiden Inaktiven Toni und Gidi, die schon seit Jahren miteinander zum Theoretikum studierten, unterbrachen ihre Übungen und debattierten den ganzen Tag über die brennende Frage. Nur Mederer, der kleine Drittchargierte war nicht melancholisch, sondern grob. Mederer war überhaupt immer grob. Wenn er sich freute, war er grob, und wenn er sich ärgerte, war er grob und wenn ihm etwas gleichgültig war, war er erst recht grob.

Sogar die Füchse, die sich sonst um solche Existenzsorgen wenig kümmerten, hatte diesmal ein schwüles Unbehagen ergriffen. Sie schlichen schweigend herum und taten, als ob sie nachdächten.

Eines Abends, es war zwei Tage vor dem Ersten, kam der Fuchs Groß auf die Bude. Das war ein Ereignis. Sonst pflegte sich Groß von den Paukstunden immer zu drücken. Er markierte Studium und hatte sich Urlaub geben lassen.

Groß riß die Türe auf, daß der Flügel weit in das Zimmer hineinflog. Der Fuchs Nietsche, der gerade nach einer neuen Klinge suchte, erhielt einen furchtbaren Schlag von hinten, daß er mit dem Kopf vornüber in den alten Kasten fuhr.

Groß stürzte mitten ins Zimmer.

„Na, na, na!“ brüllte ihn der Zweitchargierte an, der gerade einem Fuchsen den schönen Gang: Quart — Tiefe — Hacke beibrachte.

Aber Groß ließ sich nicht stören.

Er trat unter die ungeheuere Tafel mit Photographien vom dreißigsten Stiftungsfest, stellte sich dem unter seiner Stirnmaske schnaufenden und blasenden Zweitchargierten gerade gegenüber auf und sprach mit einer Geste wie ein König, der eine Provinz verschenkt:

„Abraham!“

Binder saß an einem Ende des langen Kneiptisches und hatte seine Nase in trübem Sinnen in ein Glas Bier versenkt.

„Abraham!!“

Wie von einer heißen Nadel gestochen, fuhr er auf.

Mederer, der Drittchargierte, saß am anderen Ende der Kneiptafel und schrieb an einem Glückwunschbrief zur Alten-Herren-Kneipe der befreundeten Brünner Franko-Moraven.

„Abraham!“

Da schmiß er die Feder hin und haute mit der Faust dröhnend auf den Tisch.

Hinten saßen einige Füchse beim „goldenen Buch“ und studierten Couleurvergangenheit. Die warfen sich herum und glotzten den Fuchsen Groß sprachlos an.

Natürlich, der Abraham! Na selbstverständlich! Wie hatte man denn auf so was nicht kommen können! Der Helfer in jeder Not! Der Abraham! Und ge-

rade der Traumjüngling Groß mußte darauf gekommen sein!

Die Füchse waren plötzlich alle sehr ehrgeizig geworden. Und alle hatten plötzlich schon längst an den Abraham gedacht, nur hatten sie es nicht sagen wollen, weil ... ja weil ...

Aber der Zweitchargierte kümmerte sich um das ganze Gerede nicht, legte den Stierkopf ab, warf den Armstulp hin und fuhr sich nur schnell mit dem Sacktuch über das erhitzte Gesicht und mit der Hand durch die nassen Haare:

„Paukstunde ex!"

„Wohin gehst d'?" fragte Mederer.

„Na, wohin? Zum Abraham!"

„Der wird im Deutschen Haus sein — jetzt abends!"

„Ja, Servus!"

Und fort war er. Die Tür flog hinter ihm ins Schloß.

Aber noch einmal riß er sie auf und brüllte den Fuchsen Nietsche an, der sich auf seine Kopfbeule Umschläge von essigsaurer Tonerde machte.

„Inspektionsfuchs, aufräumen!"

Und dann verschwand er endgültig.

* * *

Abraham, der Vielbeschäftigte, der den bürgerlichen Namen Siegmund Pick hatte, saß um sieben Uhr

abends immer im Deutschen Haus und erteilte Audienzen. Eine sogenannte Beschäftigung hatte er nicht, und doch war er den ganzen Tag beschäftigt. Abraham war das Faktotum der deutschen Studentenschaft.

Abraham vermietete möblierte Zimmer in allen Preislagen.

Er borgte Geld und vermittelte Prüfungstermine.

Er verschaffte die Institutionen von Czyhlarz und die Pandekten von Dernburg, von den neuesten bis zu den ältesten Auflagen.

Er wusch Wichshosen und vermittelte Privatstunden.

Er besorgte Inskriptionen und Testuren und trug Uhren in das Versatzamt.

Er brachte Wichsgegenstände auf, wenn einer Couleur was fehlte, und schaffte Koffer auf die Bahn.

Er wußte die Adressen sämtlicher Paukbader auswendig und kannte die Privatverhältnisse der ganzen Prager Studentenschaft.

Er hatte seine Kundschaft unter den verbohrtesten Zionisten und unter den wütendsten Antisemiten.

Abraham war schon von hundert empörten Vätern mit den grausigsten Todesarten bedroht worden und lebte noch immer.

Abraham war überall, wußte alles, selbst die geheimsten Couleurgeheimnisse, und war unentbehrlich.

Er war das Perpetuum mobile, das ewig Fließende zwischen den starren Felseilanden der eifersüchtigen Farbenverbände.

Aber die Hauptsache war doch seine Gewandtheit

im Geldauftreiben. Er hatte niemals mehr als ein paar Gulden bei sich. Aber, wenn ein Vertrauenswürdiger erklärte, er brauche Geld, so bestellte ihn Abraham ruhig auf den nächsten Tag um elf Uhr auf den Graben.

„Morgen um elf bin ich auf dem Graben!" das war die ständige Redewendung. Dann wußte man, daß man versorgt war.

* * *

Der Zweitchargierte traf den Abraham im Deutschen Haus im altdeutschen Zimmer. In der Nische mit dem Butzenscheibenfenster saß er hinter einem Glas Pilsner an einem kleinen Fenstertisch. Um ihn saßen vier Bittsteller. Ein dicker Teutone mit einem roten versoffenen Gesicht, aus dem die Schlitzaugen hervorsahen wie kleine Wasserlöcher aus einer Halde voll roter Eriken. Dann ein uralter Thessale mit einer geflickten Nase, zu der sie ihm ein Stück Arm hatten herausnehmen müssen. Wenn er etwas getrunken hatte, hing ihm der schlecht geheilte Wulst nach vorn, wie der Fleischzapfen eines Truthahns.

Dann waren noch zwei junge Leute da. Schüchterne, bescheidene Menschen, denen man ihr erstes Semester auf zwanzig Schritte ansah.

Der Oberkellner ging hie und da mit geräuschlosen Schritten durch das Zimmer. In der Ecke lehnte der immer verschlafene Bierbursche. Aus den anstoßenden Räumlichkeiten links und rechts quoll geräuschvolles

Reden, Lachen, Füßescharren, Klappern und Husten in schweren, dicken Fladen bei den geöffneten Türen herein und lagerte sich bleiern und zäh auf dem Fußboden. Darüber legte sich als zweite, leichtere Schicht der blaue Dampf der Zigarren und Zigaretten, der sich dann in dünnen Jesuitensäulchen um die Zylinder der Auerlampen und die Birnen des elektrischen Lichtes zur Decke emporwand. Durch die blauen, roten und gelben Scheibenflächen des Fensters sah man undeutlich die Gaslaternen auf der Gasse draußen.

Es war, wie wenn die anderen Gäste Abrahams Audienzzimmer ehrfurchtsvoll mieden. Abraham eiferte sehr angelegentlich mit dem Teutonen und dem Thessalen. Die jungen Leute schwiegen bescheiden.

„Guten Abend!" sagte der Zweitchargierte, als er eintrat.

„Servus, Horak!" Abraham reckte seinen kurzen Hals schief aufwärts und blinzelte den Zweitchargierten von unten an.

Der Teutone und der Thessale brummten etwas und rückten zur Seite.

„Was bringst du mir?"

„Etwas sehr Wichtiges. Erlauben!" Horak setzte sich.

„Wart a bissel!" Abraham trank sein Bier aus und winkte dem Bierburschen.

„Hast du . . ."

„So warte doch. Is es denn so dringend?"

„Freilich. Ich bitt' dich . . ."

„Schimpf mich nicht gleich einen krummen Hund.

Ich hab' Durst. Erst das Vergnügen und dann die Arbeit."

Der Kellner stellte ein frisches Bier vor Abraham. Abraham hob das Glas: „Ich bring dir die Blum'!" Horak lächelte schmerzlich. Er wußte, jetzt mußte er für Abraham das Bier zahlen. Das war der Blumen Rache, wie der Alte sagte.

„Also, was willst du?"

„Hast du auf ein paar Worte für mich Zeit?" Horak schielte bedeutungsvoll aus den Augenwinkeln auf die anderen am Tische. Er konnte doch vor dem Teutonen und dem Thessalen nicht von der Budennot seiner Verbindung erzählen.

Abraham wendete sich zu den beiden: „Also morgen um elf am Graben!"

Ein wonniges Glänzen ging über die Gesichter der vier Leute.

„Und jetzt geht zur Paukstund'! Ich hab da mit dem Horak zu sprechen."

Die vier erhoben sich und gingen. Ein steifes, kurzes Kopfnicken vor dem Zweitchargierten, dann stelzten sie hinaus.

Horak aber faßte Abraham am obersten Rockknopf und ließ ihn nicht mehr los. —

* * *

Am nächsten Morgen um halb acht Uhr wurde Binder unsanft in seiner Morgenlektüre unterbrochen.

Er las eben in Wolffs „Pappenheimern“ mit heimlichen Entzückungen die gräßlich rührende Stelle:

„Gleich bei dem Frühmahl schon enthüllte
Helene nun den andern drei,
Die's fast wie Wundermär erfüllte,
Daß Edith ihre Schwester sei.“

Es klopfte und Horak trat ein: „Heil, Sieg und Rache“ jubelte er. „Wir sind gerettet. Abraham hat geholfen. Wenn die Not am höchsten, ist der Abraham am nächsten.“ Und dann fing er an zu erzählen! Wie der Abraham zuerst mit dem Kopf geschüttelt und bedenklich geknurrt habe, daß man ihn immer so spät hole, immer zu spät. Und damit hätte man schon viel früher kommen sollen. Wenn man schon so ungeschickt sei. Und übrigens sei es fast unmöglich, eine Bude zu finden. Denn übermorgen sei schon der Erste. Er könne keine Bude aus dem Ärmel schütteln und den Wirt dazu schnell machen. Aber nach langem Zureden und Bitten habe er ein nachdenkliches Gesicht gezogen. Endlich sei er herausgerückt. In der Judenstadt unten, in der allerverwinkeltsten Gegend, beim Vaclav Zimmermann sei ein kleines Zimmer frei.

Dort sei doch nur eine Mensurbude.

Nein, es seien auch mehrere kleine Zimmerchen. In einem hätten sich die Thessalen niedergelassen, in einem die Alben. Und jetzt gerade sei wieder ein Albenzimmer frei. Nur klein und mit Fenstern auf

den Hof, aber für abends, zur Kneipe, wäre es gut, und pauken könnten sie in dem großen Mensurzimmer, das abends immer frei sei. Übrigens sei der Vaclav, der Wirt, ein sehr anständiger Mensch, und er selbst, Abraham, verkehre dort, so daß sie ruhig hinziehen könnten.

„Also, und jetzt steh auf und komm dir den Krempel anschauen," schloß Horak seinen Bericht.

Binder fuhr aus dem Bett auf.

Horak weckte den Zimmergenossen, den immer verschlafenen Fuchsen Stiegl: „Auf, Flint, die neue Bude anschauen." Aber erst die lockende Aussicht auf einen eventuellen Freudenfrühschoppen nach Besichtigung der Bude stachelte ihn auf.

In einer halben Stunde waren die drei auf dem Weg. Bei der Universität vorbei, in deren großer Toreinfahrt Gruppen fleißiger Hörer standen. Binder blieb vor dem gotischen Erker des großen Saales stehen, an dem die grauen Zieraten und Fabeltiere übermütig in Licht und Luft hineinsprangen, als wollten sie den nächsten Augenblick in ungeheurer Triebkraft und Lebendigkeit Ranken und Glieder von der starren Steinwand loslösen.

Unter dem Erker war dann eine schwarzgelbe Tafel. Eine gelbe Tafel mit schwarzen Lettern: Eisengasse. Und mitten auf der Tafel ein großer schwarzer Klecks, dessen Spritzer nach allen Seiten griffen, wie Polypenarme. Da hatte jemand ein mit Eisenlack gefülltes Ei hinaufgeworfen.

Und Binder dachte an Kaiser Karl den Vierten. Und er verglich und versank in Kulturparallelen. Er hatte seinen tiefsinnigen Tag.

Aber seine Leute zogen ihn fort.

Die neue Bude lag am entgegengesetzten Ende der Stadt. An der Grenze jenes Gebietes, das der lieben Gesundheit wegen niedergerissen werden sollte.

Sie kamen in die Judenstadt.

Dieser weite, mit Häusern angestopfte Stadtteil machte den Eindruck des Trübseligen und Todgeweihten. Ein weites ödes Schuttfeld. Eine unerbittliche Gewalt, eine eiserne Faust schaffte hier den Schmutz und den Gestank von Jahrhunderten weg. Stehengebliebene Mauern zeichneten in ihrem Mörtelbewurf und ihrer Bemalung die Umrisse alter Zimmer ab. Daneben die Reste eines Abortschlauches voll greulichen Unrats in jähem Sturz zur Tiefe. Man sah in das Innere von Höfen, die bis zu den Dächern der umgebenden Häuser wie in Jauche getaucht schienen. Die Häuser ineinander geschachtelt, verschoben, aneinander gelehnt, mit Vorbauten, Erkern, Verbindungsgängen — ein zähes, verfilztes, durch Schmutz zusammengeklebtes Gewirr von Häusern, Balken und Mauern; Dächer und Höfe gleichmäßig mit jahrhundertaltem Unflat beschmiert.

Es schien, als ob die Arbeit von Tausenden nicht hinreichen könne, hier Ordnung zu schaffen. Diese verpestete Luft würde niemals mehr rein werden. Diese Kaffeehäuser mit den rotscheibigen Fenstern,

diese schmalen, engbrüstig vornübergebeugten Häuser würden wie unausrottbares Unkraut wieder aus dem Boden schießen.

Dann kamen sie in die Gegend, wo Zimmermanns Wirtshaus lag. Hier waren die Straßen vom Umbau noch unberührt. Die Häuser stierten stumpf vor sich hin. Nachtcafé an Nachtcafé. Aus den Ecken, den Ritzen der Häuser, den Kellerfenstern, den Löchern des Pflasters quoll es hervor wie giftiger Brodem. Hierher wird die Spitzhacke erst in vielen Jahren kommen. Hier konnte man sich noch ruhig niederlassen.

In der Straße stand eine Synagoge. Die Fenster waren hoch oben in der Mauer; vergittert, wie gegen feindliche Überfälle. Dann kam eine Straßenenge, wo man sich dicht an die Mauer halten mußte. In der Mitte der Straße war das Pflaster eingesunken, und in dem Loch stand ein dickflüssiger, brauner Schlamm.

„Geistgasse 126," sagte Horak und blieb vor einem niedrigen Haus stehen.

Es war eigentlich kein Haus, sondern nur eine zwischen zwei andere Häuser eingezwängte Hofmauer. Über der wackligen, schief hängenden Tür stand auf einem schmutzigen Täfelchen die Nummer 126.

Sie traten ein.

Es war ein dreieckiger, kleiner Hof. Hinten stießen die beiden Nachbarhäuser im spitzen Winkel zusammen. Dann kam ein niedriger, enger Gang. Der

Ziegelboden und die Wände waren naß und schlüpfrig. Dieser Gang war lang und gewunden wie ein Gummischlauch und strömte eine ekelhafte, klebrige Feuchtigkeit aus. Endlich ein Lichtschimmer. Der Gang öffnete sich auf einen zweiten Hof. In der Mitte dieses unregelmäßigen Vierecks war ein Kanalloch, dem die Abfallwässer von allen Seiten zuströmten. Eierschalen, Zwiebelhäute, Fleischfetzen, Grünzeug, Asche, Papierschnitzel überall. Jeder Stein des Hofes stand einzeln für sich. Zwischen den Steinen blieben tiefe Rinnen und Kanäle, in denen das Schmutzwasser lief. Ein braun und weiß gesprenkeltes Wasser, auf dem Fettaugen schwammen.

Oben an den Wänden des Hofes zogen sich Holzgalerien herum. Morsche Bretter auf eisernen Trägern. Eine alte Frau in Unterrock und Hemd stand vor einer der Türen oben und goß in einem mächtigen Schwung aus einer Butte Schmutzwasser auf den Hof. Bis zu den Frankonen herüber spritzten die grünschillernden Tropfen.

Der ganze Hof und die Häuser ringsum wie nur für das Kanalloch in ihrem Mittelpunkt geschaffen. Alles daraufhin gerichtet und abgestimmt.

Nach links und ein paar Stufen aufwärts durch einen Verschlag mit Glaswänden, und sie sahen in eine finstere Höhle hinein, in der Tische und einige Sessel zu unterscheiden waren.

Die drei mußten die Augen erst an die Finsternis gewöhnen, und dann traten sie ein. An einem der

Tische saß ein Mann; den Kopf hatte er auf die gekreuzten Arme gelegt und schlief.

Sie traten möglichst geräuschvoll auf. Der Mann erwachte nicht. Und sonst war niemand zu sehen.

Stiegl packte den Mann bei der Schulter und schüttelte ihn: „He!"

Der Mann grunzte nur und wälzte unruhig seinen Kopf hin und her.

Jetzt half der Zweitchargierte schütteln: „He!"

Aber es half nichts. Grunzen und Wälzen war die Antwort. Sie sahen sich ratlos an.

Da kam einer zur Hintertür herein. Das Haar hing dem kleinen Kerl wirr ins Gesicht, seine Augen waren wie zugeklebt. Schmale Spalten zwischen dicken Wülsten. Ein schmutziges Hemd, das am Hals und an den Handgelenken offen stand. Hosen, die mit einem Riemen um den Leib befestigt waren. Der Wirt.

Er lächelte verlegen und verschlafen.

„Wir möchten uns gern das Zimmer anschauen!"

„Bitt' ich schön. Bitt' ich schön!" Mit langen Schritten schlurfte er durch das Zimmer. Seine Strohpantoffel zogen lange nasse Streifen hinter ihm drein. Er mußte draußen irgendwo in Wasser getreten sein.

Vaclav Zimmermann öffnete die Tür zu einem Zimmer. Da war die Herrlichkeit. Vier kahle Wände, zwei Fenster auf den Hof hinaus. In einer Ecke ein kleiner eiserner Ofen. Die Malerei — ein greuliches Gelb mit grünen Figuren — war abgeblättert.

Die Decke, grau von Spinnweben und Staub. Jemand hatte sich offenbar den Spaß gemacht, mit einem Stock da oben kreuz und quer zu fahren. Eine Unzahl lichterer Streifen in der sonst gleichmäßig dicken Staubkruste.

Die drei Frankonen betrachteten stillschweigend das zukünftige Heim. Begeistert waren sie gerade nicht. Aber was tun? Morgen war der Erste. So waren sie innerlich schon entschlossen, ohne sich vorher verständigt zu haben.

Hinter ihnen war da ein Laut, wie eine verrostete Tür, die plötzlich aufgeht.

Sie sahen sich um. Vaclav riß gähnend den Mund weit auf und war erschreckt bemüht, vor die ungeheure Rachenöffnung die Hand vorzuhalten.

„Also wir nehmen die Bude," sagte Binder . . . „und der Zins?"

„Acht Gulden, bitt' ich schön, monatlich . . . bitt' ich schön."

„Gut, morgen zieh'n wir ein."

„Bitt' ich schön"; Vaclav war schon etwas munterer geworden. Die kleinen Spaltäuglein konnte er schon weiter aufmachen.

Sie gingen.

Vaclav wollte sich den neuen Mietern noch recht aufmerksam erweisen. Er schwänzelte hinter ihnen drein, und als er an dem Schlafenden vorüberging, gab er ihm einen furchtbaren Stoß in die Seite: „Franto!"

Franto grunzte auf und fiel unter den Tisch. Dort wälzte er sich um und blieb liegen. Seine Augen starrten glasig unter den halboffenen Lidern hervor. Um seinen Mund war eine Kruste trockenen gelben Schaumes. Sie sahen, daß er sinnlos betrunken war.

Auf der Straße atmeten sie auf. Ein Aufatmen aus tiefster Brust, sogar in dem Schmutz und Gestank der Judenstadt.

„Brr!“ sagte der Zweitchargierte und schüttelte sich ab.

Allerseelen

Brr! war der Ausdruck der allgemeinen Gemütsstimmung. Dabei aber als Untergrundsmelodie doch eine gewisse Dankbarkeit gegen das Geschick.

Alle empfanden dumpf, der bisherige Wirt hätte sie einfach hinausgeworfen. Es war eine tückische Bosheit in seinen Blicken. Eine höhnische Erwartung, daß sie keine Unterkunft finden würden.

Nun ließ sie seine impertinente Physiognomie kalt. Sie sprachen kein Wort. Sie handelten. Und als am Ersten um acht Uhr früh der Möbelwagen vor der Türe stand, weideten sie sich an seinem etwas bestürzten Gesicht. Sie hätten wohl bis zum nächsten Tag warten können — weil der Tag ein Feiertag war — aber sie wollten nicht.

Es war ein trüber Regentag. Grau in Grau. Ein feiner Sprühregen wurde vom Wind in alle Hausecken und Kleiderfalten gejagt. Der erste November, Allerheiligen. Ein emsiges Summen und Laufen auf den Gassen. Menschen mit Kränzen, Schleifen, Kerzen und Laternen.

Wenn man von dem obern Teil des sonst ansteigenden Wenzelsplatzes hinabsah, eine Flut von Regenschirmen. Binder stand vor der Tür. Er beaufsichtigte das Hinausschaffen der Einrichtungsstücke.

Eine tiefe Trauer legte sich auf ihn. Die endlosen Massen von Menschen. Mit Kränzen, Laternen und Regenschirmen. Mit kotigen Stiefeln und brummigen

Gesichtern. Wozu das? Ein Getrampel und Gekicher auf den Gräbern der Toten. Ein Hin und Her. Keifende Kerzenweiber und Hunde, die ihre Herren suchten. Pietät? Das konnte man zu Hause abmachen oder auf einem Spaziergang. Ein tieferes und innigeres Gedächtnis der Toten.

Alle Pferdebahnwagen dicht besetzt. Mit halbem Leibe hängen die Menschen heraus. Die Pferde keuchen und ziehen mit Anstrengung. Auf der halben Höhe des Wenzelsplatzes wartet der Vorspann. Ein zweites Paar Pferde. Ein Ruck — und der menschengefüllte Wagen setzt sich wieder in Bewegung. Die Hinterteile der Pferde glänzen vor Nässe. Über die geschützteren Stellen der dicken Schenkel ziehen sich dunkle Streifen.

In Binder stieg ein dumpfes Heimatsbedürfnis auf. Ein warmes, lichtes Zimmer! Auf der glühenden Ofenplatte summende Bratäpfel! Er empfand mit Besorgnis, wie tief er im innersten Wesen Philister war.

Diese Anwandlungen von Ruhebedürfnis. Daß die jetzt immer öfter kamen!

„Also los," sagte neben ihm Fuchs Stiegl.

Die Männer hatten die Einrichtung aufgeladen. Die massiven Tische mit den breiten Beinen. Die ungeheuren Kästen. Alles mit dem Zirkel der Frankonia. Oben auf dem Wagen stak aus dem Wirrsal der Möbelstücke, wie ein indianischer Marterpfahl, der Paukständer mit dem von unzähligen Hieben zertrümmerten

Kopf und der melancholisch herabgebogenen Eisenblecheinfassung seines Halses.

Wie verschüchtert stand der alte Pfosten inmitten des Durcheinanders von Bildern, Paketen, Sesseln unter freiem Himmel im strömenden Regen, angesichts der unablässig hin und her wogenden Menschenmenge.

Wie ein armer Teufel, der um sein letztes Obdach gekommen ist.

Binder empfand ein tiefes Mitleid mit dem Paukständer. Er kam ihm so einsam und verlassen vor, wie ausgestoßen von dem dichten Menschenschwarm, der ihn links liegen ließ. Wie ein Stück seiner selbst, der sich heute als Ausgestoßenen und Verlassenen bedauerte und sich mit seinem eigenen Mitleid wohl tat.

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Einige Füchse in Philister trugen verschiedene zerbrechliche Gegenstände hinterdrein. Einige teuere Couleurheiligtümer, die man besonders sorgfältig behandelte. Bilder, Wichsgegenstände, Bücher. Auf allen Gesichtern fand der trübselige Regentag heute seine Spiegelbilder. Das allergrimmigste Regengesicht aber machte der Drittchargierte Mederer. Binder hatte der Zufall vor einigen Tagen J. P. Jacobsens „Mogens" in die Hand gespielt. Er erinnerte sich an die prachtvolle Regenwetterlustigkeit dieses großen, kindischen Menschen gleich im Eingang. Was waren das für andere Menschen, diese Dänen. Alle her-

kömmliche Fidelität war heute durch das bißchen Regen beim Teufel. Man gab sich keine Mühe, auch nur den allernotdürftigsten Couleurhumor zu wahren.

Mederer schritt mit Binder schweigend dem Wagen nach.

Als sie um die Straßenecke bogen, wo sich das weite Assanierungsgebiet und die Judenstadt vor ihnen ausdehnten, brummte er zwischen den Zähnen durch: „Saugegend."

Binder lachte.

Mederer sah ihn wütend von der Seite an. Seine wulstigen Säbelhiebnarben, die sich wie Regenwürmer durch sein Gesicht schlängelten, waren ganz dick und aufgeschwollen vor innerer Wut. Mederer war die Verkörperung der konservativen Grundsätze. Ohne Hegel gelesen zu haben, hielt er das Bestehende für das einzig Vernünftige. Jede Veränderung des gegenwärtigen Zustandes brachte ihn außer Rand und Band. Der Gipfel alles Hassens- und Verabscheuungswerten war ihm aber eine Veränderung, die mit der Couleur vor sich ging.

Der Möbelwagen rasselte über das holprige Pflaster, in dessen Vertiefungen überall Lachen schmutziggelben Lehmwassers standen. Der schlüpfrigfeuchte Boden ließ die Räder tief einsinken. Nach allen Seiten spritzte Kot und Regenwasser. Die Füchse gingen im großen Bogen um den Wagen herum. Sie wollten ihm zuvorkommen.

An einer Ecke, unter dem vorspringenden Dach eines zerfallenen Hauses standen halbwüchsige Jungen.

An den Möbeln und den Wichsgegenständen erkannten sie die Couleurstudenten.

„Burschak, bumm! Salamander! Expreß!“ brüllten und frohlockten sie in den verregneten Einzug hinein.

Mederer klemmte seine in graues Packpapier eingeschlagenen B. C.-Protokolle noch fester unter den linken Arm und knurrte noch einmal nachdrücklich vor sich hin: „Saugegend.“

Bei der Synagoge wäre beinahe noch ein Unglück geschehen. Der Möbelwagen fuhr mit einem Hinterrad an einer Hausecke an. Und der Paukständer fiel kopfüber herunter. Der Hals fuhr aus dem Untergestell heraus, und das freie Ende schnellte mit Gewalt gegen das Holzkreuz im Gassenfenster eines unterirdischen Trödlerladens.

Es gab einen Schlag, als sei das Fenster entzwei. Das Blech- und Porzellan-, Steingut- und Emailgeschirr zwischen den Scheiben machte einen Höllenlärm. Aus der Gewölbetüre stürzte ein alter Jude. Er raufte sich den Bart und schlug sich auf die Brust. Er schimpfte, fluchte und übersprudelte sich vor Aufregung. Dann rannte er die paar Steinstufen zur Straße hinauf und sah das Fenster von außen an.

Aber es war nichts geschehen.

Der Paukständer wurde aufgeladen, und der Wagen fuhr weiter.

Binder sah Mederer von der Seite an. Die Regenwürmer schienen ihm aus dem Gesicht springen zu wollen. An seiner ohnmächtigen Wut und seinem gegenstandslosen Groll richtete sich Binders verzweifelte Stimmung wieder auf.

Endlich waren sie bei der neuen Bude.

In der Wirtsstube sahen sie nur gerade so viel, um nicht an die nächsten Tische anzustoßen.

„Hübsche Beleuchtung," brummte Mederer.

An einem der Tische saß Franto, den Kopf auf den Händen und schlief.

Die Füchse Stiegl, Groß, Neumann und Kahl standen in der Finsternis umher, alle Hände voll Sachen, und wußten nicht, wohin damit.

„Himmelsakra, was is denn das für a Wirtschaft!" und Mederer warf sein Protokollbuch auf den Tisch, daß es krachte.

Unter der Türe erschien Vaclav in Hemd und Hosen: „Guten Tag, guten Tag, bitt' ich schön", und er schlurfte durch das Zimmer in eine unbekannte Tiefe, wo er eine Tür aufklinkte.

Ein schwacher Lichtschein drang in die Finsternis.

„Bitt' ich schön, hereinzuspazieren. Hier ist halt bissel finster."

Die Frankonen tappten zur Tür.

Die vier kahlen Wände der neuen Bude starrten sie trübselig an. Die Füchse legten die Sachen ab.

Mederer stellte sich mitten im Zimmer auf und sah Binder an. Ein Blick voll Geringschätzung, Wut und Verzweiflung.

Der Wirt teilte jetzt geschäftig mit, daß das Haus noch einen zweiten Ausgang habe, mit einem etwas breiteren Tor, besser geeignet zum Hereinschaffen der Gegenstände.

Binder schickte Stiegl und Neumann zum Wagen.

Mederer trat zum Fenster und sah hinaus.

Auf dem Hof war heute eine Seelandschaft mit einzelnen Inseln von leeren Eiern, Küchenkräutern und Erdäpfelschalen.

Es trat eine lange Pause ein.

Auch Groß und Kahl redeten nichts. Es war, als ob sich der graue Regentag und die kalte Öde dieses Zimmers wie eine schwere Hand auf aller Mund gelegt hätte.

Endlich wurden draußen die lauten, rohen Stimmen der Männer hörbar.

Da wandte sich Mederer um:

„Saugegend," sagte er.

* * *

Gegen Mittag waren sie mit dem Einräumen fertig. Es war noch lange nicht alles am Platz oder auch nur beiläufig in Ordnung. Aber Stiegl erklärte kurz und bündig: „Ich hab Durst!"

Dieses Wort fand sofort begeisterten Widerhall bei den andern. Und damit war es für jetzt mit der Arbeit vorbei.

Nach dem Frühschoppen im Deutschen Haus verabredete man ein Quodlibet für Nachmittag auf der neuen Bude.

* * *

Binder hatte seinen Nachmittagsschlaf hinter sich und trat ans Fenster. Der ganze Himmel grau, die Dächer naß und unten auf den nassen Straßen Regenschirm an Regenschirm.

Die öde Leere von heute vormittag kam wieder über ihn. Was war denn das für eine merkwürdige Art von Leben? Wo war denn die ganze Unbefangenheit und Freude seiner ersten Studentenzeit hin? War das der Sinn? Diese unerträgliche Unlust und dieser Ekel vor überlebten Formen, unter denen er sich nichts mehr vorstellen konnte. Studentenleben! Da war noch eine Menge, was ihn anzog. Vor allem, diese prächtige, ernste, männliche Waffenschule, in der man Kerls, nicht Gecken erzieht. Dieses grimmige Aufeinanderloshacken — Freund und Freund für die Ehre ihrer Farben — Hildebrand und Hadubrand. Und dann wieder der Gegensatz, das Abstoßende, diese gezwungene Heiterkeit auf Befehl. Wenn Kneipe war, mußte man gut aufgelegt sein. Die Füchse mußten ihre Ulke treiben. Im Anfang hatte er noch genug Harmlosigkeit dazu besessen. Aber jetzt! Und dann dieser ganze Rattenkönig von Lächerlichkeiten und Kindereien, von aufgeblasener Schönrednerei und eingebildeter Schlauheit, der sich hinter dem Schlagwort Couleurpolitik versteckte.

Diese Couleurpolitik war der Ölgötze, um den alles tanzte, — dem alle Opfer galten. Die Couleurpolitik vernagelte mit ihren tausend Nichtigkeiten, mit ihren Eifersüchteleien auf jede andere Couleur, mit ihren aufgeblasenen Eitelkeiten die hellsten Köpfe. Binder stand auf einem anderen Standpunkt. Kräftiges Eintreten in allen nationalen Fragen hielt er für die erste Pflicht. Aber ob man bei der Auffahrt vor dem Rektor im dritten oder im zehnten Wagen fuhr, war ihm im ganzen ziemlich gleichgültig. Und das wurde ihm verübelt. Dadurch hatte er einen schweren Stand in seiner Verbindung. Er sah die Hohlheiten und Auswüchse des Studentenlebens und wurde um so mehr von ihnen abgestoßen, weil er für seine Schönheiten im tiefsten Innern empfänglich war.

Der graue Regentag heute löste alle die grauen Gedanken in ihm auf. Es war ein nasses Quatschwetter auch in ihm. Er hatte die dumpfe Empfindung über sich und die Welt: Pfui Teufel. Ein inniges Sehnen nach einem Schnaps stieg in ihm auf.

Er dachte an das Quodlibet.

Vorwärts! Das füllte den Nachmittag und den Abend dieses traurigen Allerseelentages aus.

Als er die neue Bude betrat, stand Vaclav auf einem Sessel und bemühte sich, eine große, zerwackelte Hängelampe zu entzünden.

An einem Ecktisch saßen Stiegl, Horak, Groß und Mederer.

„Höchste Zeit!" sagte Mederer.

Stiegl meinte trocken: „Daß d' kommst!"

Was sollte er sagen? Daß ein Allerseelengespenst über ihm gewesen war?

Er setzte sich zum Tisch und machte ein geheimnisvolles Gesicht. Er wußte, geheimnisvolle Gesichter sind immer das beste Mittel, um sich in Respekt zu setzen. Da war ein inaktiver Bursche, der nichts zu sagen wußte. Aber er wußte mit Nachdruck zu schweigen und genoß darum unbegrenzte Verehrung.

Man setzte sich zurecht.

„Der erste König gibt!"

Binder teilte aus. Der erste König fiel auf ihn. Er war also zehn Spiele hindurch am Geben. Mederer holte das dicke Quodlibetbuch, machte seine Linien und schrieb mit seiner unheimlichen Sorgfalt die Namen in die vier Kästchen des Blattes: Binder — Horak — Groß — Stiegl.

Vaclav hatte endlich Licht gemacht. Ein trübes, rotes, qualmendes Flackerlicht. Man sah gerade genug, um die grauschwarze Schmutzschicht auf den Kartenblättern zu erkennen. Die weiß-roten Quadrate der Rückseite, die grotesken Figuren der Blätter mit einem gleichmäßigen Grau überzogen. Einzelne dunkle Punkte deuteten in dieser Schicht den Beginn einer tieferen Färbung an.

Es war ein unangenehmes Gefühl, die schleimigen, glatten Blätter durch die Finger gleiten zu lassen. Aber man gewöhnte sich bald daran. Neben den

Spielern standen auf Sesseln die Biergläser. Recht handlich und nahe. Das blau und weiß gemusterte Tischtuch hatten sie zur Seite geschoben und spielten auf dem braun angestrichenen Tisch.

Gegen sechs Uhr kamen Gäste. Ein Köpfezusammenstecken und Wispern, wie sie die neuen Leute in der Ecke sahen. Zuerst legten sie sich noch die hochmütige Zurückhaltung der Alteingesessenen auf. Dann aber siegte die Neugierde. Sie hätten gar zu gern gewußt, was da gespielt wurde. Einer nach dem andern kam näher gerückt und sah ihnen über die Schulter. Dann begannen die Fragen. Schüchtern und naiv zuerst. Was das für ein Spiel sei?

Ja, das sei eine furchtbar verwickelte Geschichte. Warum man denn nicht steche?

Weil man jetzt nicht stechen dürfe.

Und beim nächsten Spiel wieder: warum man denn jetzt steche?

Weil man jetzt stechen müsse.

Aber, das sei doch merkwürdig.

Ja, das habe man ja gleich gesagt, daß dieses Spiel ungeheuer schwer zu begreifen sei. Es sei jeder Rundgang anders, das müsse man jahrelang üben, sonst bringe man es zu nichts. Und vom bloßen Zuschauen könne man das niemals erlernen.

Der Zweitchargierte, Horak, war unerschöpflich in den liebenswürdigsten Auskünften und Aufschneidereien, die alle mit einem unerschütterlichen Ernst vorgebracht wurden.

Die Alteingesessenen gaben sich zufrieden und zogen sich zurück. Es waren offenbar brave Handwerker und Bürger aus der nächsten Nähe. Fremde hätten niemals hierher getroffen. Die Leute waren Tschechen. Aber der jahrelange Verkehr auf der Vaclavbude hatte sie einigermaßen germanisiert. Tag für Tag die Studenten mit Mützen und Bändern zu sehen, stumpfte schließlich ihre Abneigung ab. So waren sie zu einer gutmütigen Duldung erzogen worden, die manchmal nicht ohne einen Anflug von Hochmut war. Sie fühlten sich immer noch, unbewußt vielleicht, als Angehörige der größeren Nation da draußen.

Das Spiel wurde immer fesselnder. Stiegl hatte heute seinen schlechten Tag. Ein Hundert nach dem andern malte ihm der unerbittliche Mederer auf die Bux. Stiegl begann nun das Rausfaufen im heroischen Maßstab. Das Spiel ging um die Zeche. Ob einer gut oder schlecht stand, jedenfalls war's besser, viel zu trinken.

Stiegl hatte heute von vornherein einen großen Durst gehabt. Sein Pech beschleunigte nur die Geschwindigkeit seines Trinkens.

Es waren noch einige Gäste gekommen, alle triefend von Nässe. Am Stammtisch entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch über das Wetter. Draußen hatte der Gassenschank begonnen. Vaclav stand mit seinem fettglänzenden Hauskäppchen hinter dem Schanktisch und füllte die Krüge und Gläser der Dienstmädchen. Er war so beschäftigt, daß er für die Gäste im Zimmer

keine Zeit hatte. Die Frankonen hatten schon längere Zeit kein Bier bekommen und klapperten ungeduldig mit den Gläsern auf den Untersätzen. Vaclav benutzte eine Pause beim Schanktisch und rannte mit drei langen Schritten zur Küchentür.

„Marie!" schrie er hinein.

Und bei dem Tisch der Spieler mit einem „Bitt' ich schön, kummt gleich," vorbei, war er bei seinem Schanktisch draußen, wo schon wieder ein Dienstmädchen auf ihn wartete.

Man spielte gerade den „roten König". Stiegl hatte als Bierkönig Silentium kommandiert und nun mußte man schweigen bis zum Ende des Spieles, wenn man nicht Schlechte kriegen wollte. Da ging die Küchentür auf, und die Marie trat herein.

Ein rundes, breithüftiges, vollbusiges Frauenzimmer. Sie kam offenbar vom Küchenherd. Ihre dicken Wangen glühten. Die blonden Haare waren vorne aufgegangen und hingen ihr auf die niedrige, schwitzende Stirne. Sie grüßte kurz, nahm die Gläser und ging zu den anderen Tischen.

Horak sah ihr nach. Dann neigte er sich zu Binder über den Tisch und sagte: „Du, die is g'stellt."

„Ex!" sagte Stiegl, und ein schadenfrohes Grinsen flog über die Gesichter.

Mederer malte mit tiefem Ernst Horak seine zweiunddreißig Schlechten wegen Silentiumbruchs auf die Bux. Horak ärgerte sich. Aber er konnte die Augen von den raschen, eckigen Bewegungen der Kellnerin

nicht wegwenden. Und so bekam er im nächsten Spiel: „Drei Lilien", die drei letzten Stiche.

„Sechzig auf die Bux!" kündigte Mederer mit eisigem Lächeln an.

Stiegl konnte sich vor Lachen nicht fassen. Wenn das so weiter ging, so hatte ihn Horak bald eingeholt. Dann konnte er wieder Hoffnung schöpfen. Vielleicht mußte er dann doch nicht viel zahlen. Einstweilen verzögerte er auf alle Fälle durchaus nicht die Trinkgeschwindigkeit. Die Kellnerin ging mit ihren festen, großen Schritten zwischen den Tischen hin und her. Horak war ganz in dem Bann dieser derben Arme und breiten Hüften, dieser Lufthülle von Fleischlichkeit und wilden Sinnesfreuden, die das Weib um sich verbreitete. Auch der Fuchs Groß war ganz in süßer Raserei entbrannt. Stiegl war zu sehr mit seinem Bier beschäftigt und freute sich nur über die Unaufmerksamkeit der anderen. Und Mederer erstickte fast vor Wut. Er hatte eine furchtbare Abneigung gegen das Herumschmieren mit Weibern. Er hatte auch keine Freude am Quodlibetspielen. Er war der einzige in der Couleur, der ohne Verständnis war für die tausend Feinheiten, unberechenbaren Zufälle und Unfälle des Spieles. Es war eine große Herablassung von ihm, wenn er sich entschloß, die Rechnung zu führen. Aber wenn er einmal schon da saß und sich langweilte und nichts als Kreuze malte, dann sollte man schon wenigstens aufpassen und nicht herumschauen und alle Augenblicke wegen eines Spielfehlers sich zehn auf die Bux

geben lassen. Die Falten auf seiner Stirn zogen sich zusammen, die regenwurmartigen Wülste krochen drohend hervor. Mit immer stärkerem Aufdruck des Bleistiftes malte er seine Kreuze. Je mehr er sich ärgerte, desto größer und unförmiger wurden sie.

Die Kellnerin erwiderte die Blicke Horaks mit einem breiten, empfänglichen Lachen. Die roten Lippen zogen sich dabei auseinander, daß die Zähne kurz aufleuchteten. Es waren stumpfe, gelbliche Zähne, die in dichten Reihen standen. Einzelne schwarze Zahnlücken waren dazwischen. Sie machte sich fortwährend bei dem Tisch zu schaffen, glättete die Tischtücher an den Nebentischen, legte im Ofen nach, und brachte frisches Bier. Horak versuchte mit ihr eine vertraulichere Bekanntschaft anzuknüpfen. Sein Arm verschwand, wenn sie zu seinem Tisch trat und kam erst zum Vorschein, wenn sie wieder wegging. Binder beobachtete das Gesicht des Weibes. Keine Muskel zuckte in ihrem ruhig lachenden Gesicht. Mit ihren dummen, wasserblauen Augen sah sie alle der Reihe nach an.

Der Tisch stand in der Ofenecke, und Horak saß mit dem Rücken gegen die Wand. Die Stammgäste merkten nichts. Horak und Groß hatten ganz dicke, rote Köpfe bekommen. Das Weib schwenkte mit ihren Röcken einen seltsamen Geruch auf. Wie nach verschwitzten, schmutzigen Betten. Die beiden sogen den übeln Dunst mit weit offenen Nüstern ein.

Um acht Uhr kam Abraham. Er hatte den Kragen des Winterrocks hoch hinaufgezogen und sah mit seinem

graumelierten Haar und seiner krummen Nase nur wie durch einen Ausschnitt in das Wirtszimmer. Dichter Tabaksqualm lag in gelblich-braunen Wolken um die Lampe. Abraham hustete und hängte seinen Hut auf einen Nagel. Er war wütend. Er hatte die kurze Strecke von seinem Haus bis hierher ohne Regenschirm machen wollen und war naß geworden. Er schüttelte den Stammgästen die Hand und trat dann zum Tisch der Frankonen.

„Also, wie geht's euch, wie g'fallt euch die neue Bude?"

„Aber großartig, großartig, reizend; so freundlich und licht."

„Na, na, ihr könnt froh sein, daß ihr sie habt."

„Ja, freilich, Abraham, wir danken dir. Im nächsten B. C. wird ein Ehrengeschenk für dich beantragt werden."

„Frotzel deine Großmutter, du frecher Fuchs!" fuhr Abraham den vergnügt und bierselig grinsenden Stiegl an, „und steig hinein."

Stiegl stieg hinein, trank sein Glas aus und bekam den Schlucken vor lauter Lachen; es kam ihm etwas in die Kehle, und er erstickte beinahe. Er wurde blaurot im Gesicht, sprang auf und rannte, nach Atem ringend und schnarchend, hinaus.

Das Spiel hatte sich für Horak und Groß sehr verschlechtert. Aber selbst das grausige Gespenst des völligen Reinfalls war nicht imstande, die Gier dieser jungen Leiber zu zügeln. In der giftigen Atmosphäre

dieser Höhle, in dem ungelüfteten, nach Bierresten stinkenden Winkelwerk dieses Hauses, unter dem rotqualmenden, von gelbem Tabaksrauch umwallten Licht schoß eine heiße Leidenschaft empor, wie eine brennend rote, fleischige Giftblume aus einem trägen, braunschwarzen Sumpf.

Nach dem Theater kamen noch einige Couleurbrüder, Kahl, Neumann und die unzertrennlichen Inaktiven Gidi und Toni. Bei Toni gehörte es zur jahrzehntealten Gepflogenheit, am Allerseelentag ins Theater zu gehen. Die andern hatten den langen Sonntagnachmittag bei ihm zugebracht und waren am Abend mit ihm gegangen. Sie trafen die Quodlibetspieler im eifrigsten Wortwechsel. Horak und Groß hatten schon genug und wollten aufhören. Aber Stiegl und Binder wehrten sich aus Leibeskräften. Nun einigte man sich auf eine Vertretung. Gidi setzte sich für Horak und Neumann für Groß in das Spiel ein. Binder und Stiegl lehnten sich behaglich zurück.

Horak und Groß wechselten einen Blick des Einverständnisses und verschwanden dann in der Küche. Die Kellnerin sah ihnen nach mit seltsamen, lauernden Blicken, wie eine große, dicke, faule Katze nach Vogelnestern blinzelt.

Es war spät geworden. Marie sagte „Gute Nacht" und ging.

Später kam dann Groß wieder herein und machte ein jämmerliches Gesicht. Stiegl bekam wieder einen Hustenanfall.

Es war drei Uhr, als sie aufbrachen.

Horak war nicht wiedergekommen. Vaclav ahnte nichts. Sie sagten ihm, daß der Herr Horak fortgegangen sei. Seine Zeche würde im Quodlibet verrechnet werden.

Das Quodlibet war glänzend ausgefallen. Stiegl und Binder hatten auf Kosten Horaks und Groß ihr Bier sehr billig getrunken. Aber jetzt war es höchste Zeit für den Schluß. Stiegl war schwer bezecht. Sie machten ihm aus Fechtplastrons und Armstulpen ein Lager auf der neuen Bude zurecht.

Auf dem nassen Tisch, der mit Zigarrenasche, Käserinden und abgebrannten Streichhölzern bestreut war, lag das aufgeschlagene Quodlibetbuch. Die letzten Kreuze Mederers bildeten nur mehr ein wirres Durcheinander von regellosen Haken und Strichen. Auch dieser Held hatte gerade genug. Während der Bierrechnung sank ihm der Kopf hintenüber. Kahl kitzelte ihn mit einem Virginiastroh in den Ohren. Mederer unterbrach seine Ansätze zum Schnarchen durch krampfhafte Bewegungen mit dem Kopfe. Aber er konnte sich nicht mehr aufraffen.

Endlich war die Bierrechnung zu Ende. Mederer wurde wachgerüttelt, und sie gingen. Vaclav wollte sie beim hinteren Tor hinauslassen. Der Wachmann hätte sie sehen können. Und dann hätte er den Vaclav aufgeschrieben, denn die Sperrstunde war längst vorüber.

Sie stolperten beim Scheine einer Kerze durch die

finstere Küche. Als sie in den Gang traten, hörte Binder von der Treppe ein leises Geräusch. Beim Näherkommen alles still. Groß warf einen spähenden Blick hinauf. Binder erriet, wer da oben war.

Unter dem Haustor wandte er sich noch einmal nach der Stiege um und fragte den Vaclav ganz harmlos:

„Wohin geht denn die Stiege?"

„Zu Zimmer von Köchin, was is auch Kellnerin, bitt' ich schön."

„Aha! Gute Nacht!"

Draußen blieb Mederer ein wenig mit Binder zurück. Er hing sich schwer in seinen Arm und gluckste. Dann brummte er: „Saugegend, infame!"

Binder nickte: „Merkwürdige Gegend."

Der Olymp

Heute abend war Kränzchen des „Olymp".

Das war der Geselligkeitsverein der Stammgäste der Vaclavbude. Abraham war sein eifrigstes Mitglied.

Das große Zimmer, in dem tagsüber die Mensuren stattfanden und abends gepaukt wurde, war der Sitzungsraum des „Olymp". An der Längswand, den Fenstern gegenüber, stand ein wackeliger Glaskasten. Hinter den grünen Vorhängen schlummerte der olympische Bücherschatz. An der Wand hing eine große Tafel mit dem Namen sämtlicher Vereinsmitglieder. Und neben jedem Namen stand der Name des Gottes, den er in diesem Olymp vertrat. Von Adamec—Poseidon bis Zapletal—Dionysus. Auf der Fensterseite schmückten den breiten Zwischenpfeiler eine Menge von Photographien — Einzel- und Gruppenbilder—, geschmackvoll um eine Hußbüste angebracht. Darüber hing ein Kaiserbild.

Über die Hußbüste war einmal ein Säbel gefahren und hatte dem ernsten Gesicht durch die lange Narbe etwas seltsam Wildes verliehen.

Wozu dieser „Olymp" auf der Welt war, oder über ihr thronte — darüber zerbrachen sich die Frankonen schon lange die Köpfe. Wenn Abraham gefragt wurde, schüttelte er geheimnisvoll mit dem grauen Haupt. Wahrscheinlich wußte er es selber nicht. Alle zwei Wochen fand eine Versammlung

der Olympier statt. Dann fühlte sich Abraham als Handelsgott Merkur ungeheuer wichtig. Er mußte sich immer erst herablassen, um mit den Frankonen zu sprechen.

Heute war Hauptversammlung und daran anschließend Kränzchen. Vaclav hatte die Studenten gebeten, heute die Paukstunde früher zu beenden, weil die „Dekuration" — na und so.

Die „Dekuration" wurde von Vaclav, Franto und Abraham besorgt. An passenden Stellen wurden Rosetten aus farbigem Papier aufgeklebt und Papierfähnchen kreuzweise übereinander genagelt. Hinter die Kreuzung steckten sie einige Tannenreiser.

Die Frankonen sahen diesen Vorbereitungen aus dem Hintergrunde zu.

* * *

Die Olympier hatten sich versammelt und zogen sich in das Beratungszimmer zurück. Dumpfes Stimmengemurmel drang aus dem Raum. Vaclav und Marie liefen ab und zu mit Bierkrügen. Langsam füllte sich das Wirtszimmer mit den Götterfamilien. Die Damen meist mit der behäbigen Fülle der gutgestellten Bürgersfrau oder mit der gelbgalligen Dürre der Kampfnatur. Die Töchter gelblich-ungesunde, schnippische Backfische. Lang aufgeschossene, mit tellerartigen Brüsten und runden Rücken, mit schlenkernden, dürren Armen und knochigen Fingern, denen

man ansah, daß sie feucht waren und von Schweiß klebten. Dann wieder andere: klein und dick, mit kurzen Dachsbeinchen und runden, wasserblauen Augen. Etwas übertragene Schönheiten mit hageren Gesichtern voll Bitternis und Überdruß. Alles jetzt aber mit einem Überguß von freudiger Erwartung. Selbst die alten Mädchen mit einem leisen, zagen Schimmer von Glückshoffnung auf den gelben Gesichtern. Und die Mütter, noch mehr aufgeputzt und fast noch aufgeregter als die Töchter. Sie wußten alle, heute gab's doch keinen Ball, wo man einen Mann finden konnte. Und doch dieses unwillkürliche Zittern vor den kommenden Augenblicken des Gewähltwerdens.

Die Mädchen sahen zum Tisch der Frankonen hinüber. Unaufhörlich. Mit nervösem, verstohlenem Interesse. Sie steckten die Köpfe zusammen und kicherten. Die Mütter hatten ein aufgeregtes Schmunzeln um die Lippen. Auf ihren altmodischen Hüten schwankten und nickten die Papierblumen an den zarten Drahtstielen; die Metallplättchen glitzerten. Dann gingen einige Thessalen durch das Zimmer. Und dann einige Alben. Die Mädchen wurden rot und drehten die Köpfe nach ihnen.

Endlich wurden drin die Stühle gerückt.

Die Verkleidung begann. Abraham hatte verraten, daß dem Kränzchen ein Umzug der Götter vorangehen werde. Der neue Vater der Götter und Menschen, Zeus XIII., sollte sich der Welt im Glanze seiner neuen Herrlichkeit zeigen. Das mußte der Gipfelpunkt des

Ulkes werden. Aber es dauerte noch lange, bevor die Götter fertig waren.

Am Studententisch wurden die Leute ein wenig ungeduldig.

„Schlechte Verwandlungskünstler," meinte Horak.

Stiegl wollte mit den Resten seiner Schulkenntnisse renommieren: „Der Kerl hat's besser getroffen, der . . . wie heißt er denn, der Antäus."

Mederer ärgerte sich: „Proteus heißt er."

Da ging die Türe auf, und der feierliche Umzug begann.

Voran schritten zwei blasende Tritonen. Auf den grünen, verschossenen Röcken hatten sie zwei Muscheln aufgenäht. Die Tritonshörner waren zwei Bigottphons — ein Waldhorn und ein Bombardon. Als untrügliche Kennzeichen hatten sie noch zum Überfluß hinten zwei Fischschwänze aus grünem Kartonpapier aufgenäht. Dann kam der Meergott Poseidon. Der dicke Bäcker Adamec trug in der linken Hand eine Mistgabel und in der rechten eine kleine Glasspritze, mit der er unter dem Kreischen der Frauen feine Wasserstrahlen in die Luft spritzte. Dann kam Hephaistos mit einem Hammer und einem ganz berußten Gesicht. Abraham als Merkur mit einem langen Stab, auf dem oben ein Federwisch angebunden war. Auf dem Kopf trug er ein zusammengeknotetes Taschentuch, dessen vier Ecken wie lange Ohren wegstanden. Orestes und Pylades, die einen Aufzug als siamesische Zwillinge ausgeklügelt hatten. Jeder mit nur einem

Arm in einem Überzieherärmel. Die Stelle, wo sie zusammengewachsen, war durch eine braun und weiß gestreifte Wolldecke verhüllt. Ajax mit einer langen Kette und einer brennend roten, bis auf den Bauch niederhängenden Zunge, wie ein Krampus. Dann kamen zwei Krieger mit Borstwischen und Papierhelmen und ihnen folgte Ganymed. Der hatte sich sein klassisches Gewand einfach durch Umkehren der Rockärmel und ein um den Unterleib gebundenes Tischtuch hergestellt. Er trug auf einem Nähkissen einen Schlüssel und einen Goldreifen aus Pappendeckel. Und nun — der neue Herrscher, der heute gewählte Obmann des „Olymp", Zeus XIII. — sonst Alois Vymetal, Kanzlist beim k. k. Bezirksgericht. In seinem Gefolge Apollon mit einem großen Rad auf der Brust — die Sonne — und einer Kerze in der Hand, mit der er in regelmäßigen Abständen auf den Boden tropfte — das befruchtende Licht. Zapletal—Dionysus mit einem Doppelliter Bier, den er grüßend nach allen Seiten schwenkte. Mars, der Kriegsgott, mit einem verrosteten Kavalleriesäbel, der einen Ehrenplatz unter den Raritäten des Olymp einnahm. Und noch einige Götter, deren Embleme einen Zweifel ließen, zu welchen Erd-, Luft- oder Wassergottheiten sie zu rechnen waren. Als Beschluß Charon mit aufgestülptem Rockkragen und einem Totenkopf aus weißem Papier auf dem Rock. An einer langen Leine führte er den Zerberus hinter sich her — Franto, den Trottel, dem man das Gesicht kreuzweise mit Stricken verbunden hatte. Hinten hatte

man dem Höllenhund einen dicken Strick als Schwanz angebunden. Franto lachte blödsinnig und vergnügt über sein ganzes aufgedunsenes Gesicht und machte tolle Sprünge.

Der Zug ging um alle Tische herum, dann in die Frankonenbude, über die hölzerne Treppe in den Hof, längs der Mauer wieder zurück, durch die Küche.

Ein Lachen, Quieken und Schreien. Dazu das Getute der Tritonen, das Kettengerassel des Ajax-Krampus, das Bellen des Zerberus. Als Abraham am Frankonentisch vorbeikam, wurden ihm Blumen gebracht. Er dankte huldvoll.

Der Zug kehrte aus der Küche zurück. Alles staute sich in dem kleinen Zimmer. Dicht gedrängt standen die Götter zwischen den Tischen. Ein Schwirren von Stimmen, und ein unsäglicher Dunst war in dem Loch.

Marie riß die Türen zum Paukzimmer weit auf. Ein erstauntes Ah. Die Dekoration dieses Ballsaales war aber auch herrlich. Papierfähnchen, Reisigketten und drei helle Deckenlampen. Vaclav hatte sich selbst übertroffen. Man zögerte noch an der Schwelle. Aber mit schnellen Schritten ging Zapletal—Dionysus zum Klavier in die Ecke. Ajax legte seine Kette und die rote Zunge weg und griff nach einer Violine.

Die Tritonen bliesen eine Fanfare.

Zeus XIII. trat zu Frau Adamec, nahm sie um die umfangreichen Hüften — m . . ta . . ta . .,

ma . . ta . .ta . . „Das Drah'n, das is mei Leb'n" . . . Der Ball begann.

In einigen Sekunden war das ganze Paukzimmer ein Knäuel von Tanzenden. Eng aneinander gepreßt schoben sich die Paare vorwärts. Götter und sterbliche Weiber. Die Kleider der älteren Damen dufteten nach Kampfer und Naphthalin. Die der jungen hatten noch die Ausdünstung der Schneiderinnen an sich. Jener kleinen Winkelschneiderinnen, die in dumpfen, nie gelüfteten Löchern die Reste ihrer kranken Lungen beim Nähen von Ballkleidern aushusten. Ein furchtbares Durcheinander von Gerüchen. Dazwischen scharf und hervorstechend: Karbol und Blut. Nachmittag war eine etwas blutige Mensur gewesen. Marie hatte abends die eingetrockneten Blutlachen abgerieben und den widerlich-süßen Geruch wieder aufgefrischt. Über dem ganzen Wirbel eine dichte Staubwolke. Und die Mädchen lagen mit roten Wangen und glänzenden Augen an der Brust irgendeines Gottes. Aber diese Götter hatten nicht mehr die Leichtigkeit und Freiheit Griechenlands. Nach den ersten Tänzen traten einige ehrwürdige Jubelgreise vom Tanzplatz ab. Das Gewimmel lichtete sich.

Und nun sandten die Götter ihren Boten Merkur— Abraham zu den Frankonen . . . ob sie vielleicht auch tanzen wollten?

Aber freilich wollten die meisten.

Und mit Begeisterung stürzten sie sich in die gelichteten Reihen. Die schmutzige, dunstige, stinkende

Woge schlug über ihnen zusammen, und nur dann und wann tauchte einer von ihnen wieder auf.

Mederer und Binder standen unter der Türe und sahen zu.

Es war eine Pause.

Mit erhitzten, atemlosen Mädchen am Arm promenierten ihre Leute an ihnen vorüber.

„Skandal!" sagte Mederer. Er war kein Freund vom Tanzen.

„Hm!"

„Da schau den Franto an." — Drüben in der Ecke saß Franto. Sie hatten ihn mit seinem Leitseil an einem Wandhaken angebunden. Er saß auf einem alten, zerwackelten Sessel und stierte stumpfsinnig grinsend vor sich hin. Auf den Knien hielt er einen Doppelliter mit Tropfbier. Von Zeit zu Zeit hob er ihn mit beiden Händen an das breite, geifernde Maul. An ihm vorüber promenierten die Paare.

Und zwischen der Türe, auf der einen Seite den staubigen Tanzsaal, auf der anderen das Wirtshauszimmer mit den Göttern und ihren Damen, die sich da erholten und Bier tranken, erzählte Mederer seinem Farbenbruder in seiner kurzen, abgebrochenen Manier Frantos Geschichte.

„Mir hat's der Vaclav gestern erzählt. Der Franto is aus seinem Ort. Er is vollständig blöd. Er weiß nur, daß er Franto heißt, mehr nicht. Kann sich auch auf nichts erinnern. Nur zwei Sachen weiß er.

Daß er in die Schule gegangen is und sich da einmal unanständig aufgeführt hat. Da hat ihn der Lehrer jämmerlich durchgeprügelt und hinausgeworfen. Dann war's aus mit der Schul'. Und daß einmal seine Mutter Knödeln gemacht hat. Zwetschenknödeln. Auf einmal is draußen Feuerlärm. Die Mutter läuft hinaus, und wie sie zurückkommt, sind die Knödeln weg, die hat der Franto aufgegessen. Siebzig Stück mit dem rohen Teig, so wie sie in der Küche g'legen sind. Mehr weiß der Franto nicht von seinem Leben. Und die Zwetschenknödelgeschichte hat sich auch nur der Vaclav ergänzen können, weil er aus demselben Ort ist und nachgefragt hat."

Franto saß unbeweglich in seiner Ecke und hielt seinen Doppelliter krampfhaft fest.

Vaclav hatte ihn aus Mitleid als Knecht aufgenommen. Das Dorf wollte den starken Burschen nicht umsonst erhalten. Und zu einer Arbeit war Franto nicht zu verwenden. Er war boshaft und tückisch und hatte in einer Art von toller Wut alles verdorben und zerbrochen, was man ihm anvertraute. Da hatte sich eine allgemeine Empörung gegen ihn erhoben, und er wurde geprügelt, so oft er nur zu mucken wagte.

Nun verrichtete er bei Vaclav die schwersten Arbeiten. Und es war, als ob die neue Umgebung und Beschäftigung ihn besänftigt und gebessert habe. Franto war ganz sanft und friedlich und tat seine Arbeit ohne Murren. Aber er betrank sich, wo er konnte. Da half weder gütliches Zureden noch Prügeln. Und Vac-

lav gewöhnte sich endlich daran, den Franto den halben Tag und die Nacht in den Winkeln betrunken herumkollern zu sehen. Die andere Hälfte des Tages arbeitete er dafür wie ein Vieh. Vaclav gab nur acht, daß er ihm nicht über das gute Bier kam. Er überließ ihm dafür das ganze Tropfbier.

Jetzt war der Franto schon stark betrunken. Er ließ sein blechernes Gefäß nicht aus den Händen. Seine Augen waren blutunterlaufen und sahen stier und leer. Er saß in seiner Ecke wie ein Verbrecher vor der Hinrichtung, den die Todesangst wahnsinnig gemacht hat.

Der Tanz begann wieder.

Einige Thessalen hatte der Lärm aus ihrer Bude herübergelockt. Der dicke Hormayr mit der ungeheuren Tiefquart vom Ohr über die Nase in den Bart hinein, hatte sich breitspurig mitten im Paukzimmer aufgestellt und ließ sich von allen Seiten herumstoßen. Seine Farbenbrüder lachten über die ungelenken, plumpen Bewegungen, mit denen er den Tanzenden auszuweichen suchte. Auch zwei Alben waren herübergekommen und standen unter der Türe.

Es war, als ob diese wüste Fröhlichkeit, dieses laute, eckige Lachen da drinnen die Gegensätze ausgeglichen hätte, die sonst zwischen den Verbindungen herrschten.

Das waren dieselben Leute, die Sonntag vormittags auf dem Graben bummelten, elegant, fast gigerlhaft. In langen Winterröcken bis auf die Erde

und mit weißen Atlastüchern um den Hals zum Schutz der Hemdkragen. Hier, in diesem schmutzigen Winkelwerk, in diesem Jahrhunderte alten, von der Großstadt vergessenen Fleck, waren sie alle gleich. Kein Unterschied der Richtungen, keine trennende Couleurpolitik.

„Eine tolle Gesellschaft," brummte einer der Alben neben Binder.

„Aber der Umzug war ganz originell."

„Ach was, originell! Keine Spur. Das sind alte Geschichten. Immer dasselbe. Kenn' ich schon. Unsere Burschenschaft ist schon das dritte Jahr hier."

„Es ist alle Jahre dasselbe?"

„Aber freilich! Alle Jahre! Eins wie's andere! Da war einmal ein sehr findiger Kerl da. Ein origineller Kopf. Gerichtskanzlist oder Advokaturs-schreiber, so was . . . Ein verbummelter Jurist mit zwei Semestern. Der hat den ganzen Verein gegründet. Der hat auch alle Kostüme vorgeschrieben. Für jeden Gott eine genaue Beschreibung, bis ins letzte Papierschnitzerl hinein. Der Kerl ist dann an Säuferwahnsinn im Spital gestorben. Und die da machen das noch immer nach der alten Vorschrift."

„Ich hätte beinahe Respekt vor der Erfindungskraft dieser Leute bekommen."

„Aber — ich wette, die wissen überhaupt nicht,

welchen Gott sie vorstellen. Das ist einmal schon so eingeführt und wird weitergemacht."

Die Stimmung war sehr gemütlich geworden. Die Herren zogen sich die Röcke aus und tanzten in Hemdärmeln. Die Damen dampften von Schweiß, und auf dem Rücken klebten die leichten Kleider vor Nässe an.

Franto saß noch immer in seiner Ecke und trank. Wenn sich die Reihen der Umwandelnden lichteten, sah Binder sein rotes, aufgedunsenes Gesicht. Irgend jemand füllte ihm immer seinen Doppelliter. Sie hatten ihm Brennspiritus in das Tropfbier gegossen. Es war so lustig, wenn der Franto ganz besoffen war.

Von Zeit zu Zeit blieb ein Paar vor dem betrunkenen Trottel stehen und betrachtete ihn, wie man ein wildes Tier betrachtet. Ein besonders witziges Fräulein gab ihm mit dem Fächer einen Schlag auf den Kopf mit den spärlichen Haaren. Franto blinzelte mit den roten, vorgequollenen Augen zu ihr auf.

Dann ließ man ihn allein, und er stierte wieder vor sich hin, in seiner entfernten Ecke, die ein Pfeiler vor dem Anprall der Tanzenden schützte.

Immer allgemeiner beteiligte sich die ganze Vaclavbude an dem Feste des Olymp.

Mars — sonst ein braver Schuster namens Najman — holte die Gattin Vaclavs aus der Küche. Triumphierend brachte er die strahlende Frau ins

Paukzimmer. Sein alter Kavalleriesäbel rasselte hinterdrein. Er war sehr in diesen Säbel verliebt. Wenn er ihn während des Tanzes abgeschnallt hatte, so nahm er ihn nachher sofort wieder um. Dann ging er stolz mit möglichst viel Spektakel herum.

Hinter Frau Vaclav drein kam Marie. Auch sie war zum Tanz vorbereitet. Mit einer Unzahl von Löckchen an der Stirne und den Schläfen und sanft gewelltem Haar. Eine weiße Schürze auf blauem Kleid hob ihre Gestalt hervor.

Auch das vierzehnjährige Aufwischmädchen kam mit. Reingewaschen und weniger abgerissen als sonst.

Horak hatte sich bis jetzt mit den Mädchen der Olympier unterhalten. Er hatte nichts vermißt. Einmal flüsterte er Binder zwar im Vorbeigehen zu: „Fade Bande.“ Aber im Grunde war er noch gar nicht so überlegen, um nicht auch hier sein Vergnügen zu finden.

Marie trat unter die Türe. Mit einem forschenden Blick überflog sie den Raum.

Horak bemerkte sie und nickte ihr zu. Sie erwiderte — kaum merklich. Der nächste Tanz begann. Horak stellte seine Tänzerin hin und holte die Köchin.

Die beiden Körper schmiegten sich aneinander. In fester, ganz fester Umschlingung. Dem feinen Auge mußte es auffallen, wie diese Umrißlinien ein-

ander schon kannten. Wie sie sich zueinander fügten, in einem festen, verständnisvollen Zusammenpressen. So tanzen nur zwei Menschen, die sich schon besessen haben. Horak hatte nichts von seinen Abenteuern gesagt. Es wollte seinen Farbenbrüdern scheinen, als ob er ihre Andeutungen absichtlich mißverstehe. Eine Art von Eifersucht hatte ihn erfaßt. Er wollte diesen Körper für sich allein haben. Wenn dieses Weib nicht zugegen war und man nicht von ihr sprach, dachte er nicht an sie. Aber wenn sie kam, schoß es wie wilde Glut in seinen Leib. Er sah und hörte dann nur mehr sie.

Heute hatte er schon viel getrunken. Sein Tanz war nur ein unruhiges Hüpfen und Schieben. Aber seine Gier war durch den Rausch nur noch mehr entfacht. Dieses Paar war in seiner engen Umschlingung wie eine Flamme der Sinnlichkeit.

Es war, als ob das Erscheinen dieses Weibes wie ein Zeichen zu einem Auflodern aller Sinne gewirkt habe. Eine Unruhe kam über alle diese mehr oder weniger betrunkenen Männer. Sie preßten die Mädchen enger an sich. In einer Ecke saß Stiegl mit einer Göttertochter. Er hatte sich möglichst nahe an sie herangedrängelt und seinen Arm um ihre Hüften gelegt. Das Mädchen sah mit hochrotem Gesicht und angsterfüllten Augen hilfeflehend umher. Aber sie wagte nicht zu schreien und nicht aufzuspringen. Die Furcht vor dem unvermeidlichen Aufsehen lähmte sie.

Stiegl brachte seinen rotblonden Bart und seine

funkelnden, scharfen Augengläser möglichst nahe an ihr Gesicht.

Im Wirtshaus saßen drei Füchse mit einem Alben beim Tisch und sangen mit wüstem Gejohle ein Lied nach dem andern; in die plötzliche Pause nach Beendigung dieses Tanzes brüllten sie hinein:

„Viel Schnaps und Schligowitz hab' ich gesoffen,
Bis daß ich schwer besoffen war.
Ich hab geglaubt, sie liebet mir . . ."

„Ich hab geglaubt, sie liebet mir," brüllte Stiegl mit und schlug mit der freien Hand auf den Brustkasten, daß er dröhnte.

Hormayr stand wieder mitten im Zimmer. In der einen Hand hatte er ein Bierglas, und mit der anderen demonstrierte er einem Alben die famose Geschichte von der Hackenquartabfuhr bei der gestrigen Partie.

„Also so ... ‚Bindet die Klingen' — ‚Gebunden sind' — ‚Los' — Der Teutone schlägt Terz-Tiefe an und unser Röhlingk Tiefquart ganz von unten — so" — Hormayr demonstrierte die Tiefquart „ganz von unten" und schlug sich dabei selbst das Bierglas aus der Hand.

Ein Aufspritzen, ein Schlag und Klirren . . .

Großes Getümmel und Gelächter. Hormayr stand etwas verdutzt, dann ärgerte er sich.

Franto erschrak in seiner Ecke über das Gelächter. Er fuhr auf und glitt von seinem Sessel. Aber

die Leine hielt ihn um die Hüften und am Wandhaken fest. Er sank in die Knie, und der Kopf fiel ihm vorwärts. Der Doppelliter lag verschüttet neben ihm.

Stiegls Dame hatte den Lärm benutzt und war seiner Umklammerung entflohen.

Man merkte, daß es Zeit zum Aufbruch war.

Schon drei Uhr früh.

Die Mädchen wären noch gerne geblieben, aber die Mütter bestanden auf dem Weggehen. Sie verstanden, jetzt ging es hier scharf zum Schlusse.

Langsam legten die Götter ihre Abzeichen weg. Mars trennte sich seufzend von seinem Kavalleriesäbel. Gähnend und blinzelnd erhob sich Zeus XIII. von seiner Bank, wo er die letzten zwei Stunden geschlafen hatte.

Horak war nun mit Marie das letzte Paar. Alle anderen drängten sich um die Kleiderständer. Bei der Tür entstand ein Knäuel von Menschen. Ein scharfer, kalter Luftzug kam in die dunstigen, heißen Zimmer.

Es wurde leer in den „Festräumen".

Hormayr erzählte seine Mensurgeschichte in endloser Einzelschilderung weiter.

Im Nebenzimmer hatte sich alles um den Tisch der Frankonen versammelt. Groß präsidierte mit wichtigem Gesicht.

Horak wanderte noch immer mit Marie im Kreise.

Es war ein verständnisvolles Ineinanderübergleiten der Blicke zwischen den beiden, das endlich auffallen mußte.

Hormayr sah aus seiner Mensurgeschichte heraus auf das Paar herüber. Er brach ab und machte die anderen aufmerksam. Ein spöttisches Lächeln und Schmunzeln auf allen Gesichtern.

Plötzlich entstand unter der Türe Lärm. Groß hatte seine Bande herangeführt. Da standen sie und lachten zu Horak und Marie hinüber.

Marie riß sich los und lief davon.

Hormayr näherte sich langsam und vorsichtig, auf breiten Beinen heranwackelnd. Er legte seine große Tatze auf Horaks Schultern.

„Geben's acht, mit der Marie!"

„Was denn?"

„Na, ich sag' nix, als geben's acht."

„Aber, warum?"

Horak war offenbar sehr ärgerlich.

„Na, ich sag' nur."

„Aber, warum denn, ich bitt' Sie?"

„Na, daß Sie nicht krank werden."

„Was denn?"

„Na, weil's unser Lechner so schwer krank word'n is." —

Jetzt dämmerte Horak eine Ahnung. Er sah ringsum in lachende Gesichter. Die Füchse wären vor Wonne am liebsten mit beiden Füßen in die Luft gesprungen. Sie gönnten Horak diesen kleinen Ärger. Sein hochmütiges Schweigen hatte sie neidisch und

boshaft gemacht. Nicht einmal die kleine Freude des Mitgenießens in der Phantasie wollte er ihnen gönnen. Geschah ihm schon recht. Horak fühlte deutlich, daß er in diesem Augenblick nur einer allgemeinen Schadenfreude gegenüberstand.

Eine namenlose Wut gegen alle erfaßte ihn. Und vor allem gegen den harmlosen Urheber dieses Auftrittes. Er fuhr ihn an: „Ich verbitte mir, daß Sie sich in meine Angelegenheiten mischen."

„Na, na!"

„Ja, ein für allemal, verstanden! Ich verbitte mir das und finde es mindestens sehr merkwürdig, daß Sie Ihre Nase in etwas hineinstecken, was Sie nichts angeht."

Bei dem Wort „merkwürdig" ging es wie ein leichter, elektrischer Ruck durch alle. Auch Hormayr fuhr auf und mit dem Kopf empor, als ob ihn jemand mit der Faust ins Genick gestoßen habe. Er richtete sich auf und trat näher auf Horak zu:

„Sie haben den Ausdruck ‚merkwürdig' mit Absicht gebraucht?"

„Ja!"

„Ich werde meine Konsequenzen ziehen!"

„Bitte."

„Meine Vertreter sind morgen um elf Uhr vormittags im Deutschen Haus!"

„Auch die meinen!"

Horak und Hormayr verneigten sich voreinander sehr steif und gingen auseinander. Jeder bemühte

sich, ein möglichst gleichmütiges Gesicht zu machen. Als ob man eben nur einen Ausflug auf den Schipkapaß verabredet habe. Die Thessalen und Alben entfernten sich.

Die Frankonen drängten sich alle um Horak.

„Na, ich gratuliere!"

„Horak, mir scheint, da wird's schief gehen mit der Künstlerschaft!"

„Der Hormayr hat voriges Jahr die beste Teutonenpartie abgestochen."

„Und im P. P. mit den Arminen ist er zweimal angetreten und hat sieben Blutige plus herausgefetzt."

Man machte nicht übel Miene, sich noch einmal hinzusetzen. Aber Vaclav wollte nichts mehr davon wissen. Er raffte die Tischtücher zusammen und gab die porzellanenen Bierunterſätze mit den unzähligen Biermerken in den Winkel. Vorher aber rechnete er noch sorgfältig die Zahl der Bleistiftstriche auf den Tassen zusammen und verglich sie mit seinen Aufzeichnungen. Dann setzte er die Sessel auf die kahlen Tische, mit den Füßen nach oben, daß sie wie hilfesuchend in die Luft starrten.

Marie räumte die Biergläser weg, dann hob sie mit Vaclav zusammen den bewußtlosen Franto auf den langen Tisch im Paukzimmer. Sonst diente der immer als Badertisch und war heute als Notenpult und Büfett benutzt worden. Jetzt wurde er gar noch zu Frantos Schlafstelle gemacht.

Man redete noch immer eifrig um Horak herum. Vaclav verneigte sich demütig: „Meine Herren! Bitt' ich schön. Is gleich vier Uhr."

„Also kommt's!"

Vaclav löschte die Lichter im Paukzimmer ab und schloß die Tür. Die Frankonen holten ihre Röcke aus der Bude. Die Beratung dauerte mit unverminderter Heftigkeit fort.

Plötzlich hörten sie einen dumpfen Krach im Paukzimmer.

Stiegl öffnete ein wenig die Tür.

„Vaclav, komm her mit 'm Licht. Mir scheint, der Franto is vom Tisch g'fallen."

„Den hat's heute wieder fest!"

Vaclav brummte über den neuen Aufenthalt und kam mit einer Laterne. Er leuchtete hinein.

Franto war vom Tisch gekollert und lag gerade und steif auf dem Boden. Vollständig bewußtlos. Vaclav sah ihm ins Gesicht. Er schrak zurück und sah die Studenten wie forschend von der Seite an. Dann leuchtete er nochmals hin.

„Mir scheint — —"

Binder riß ihm die Laterne aus der Hand — da — die Augen halb offen, mit gebrochenem Blick — das war kein Trunkener.

„B'soffen is er," knurrte Stiegl, der weiter hinten stand.

Nein, — das war ein Toter. Binder untersuchte

Puls und Herz. — Franto mußte das Genick gebrochen haben.

„Is nicht schad," sagte Vaclav in die tiefe Stille hinein . . . „wer' ich mit Ihnen gehen, Doktor holen" . . .

Horak war ganz schweigsam geworden.

Der Mond spielte mit dem schiefen und spitzen Schatten dieses verlorenen Großstadtviertels seine absonderlichen Spiele. Wie silberne Wasserfälle lief das Licht den Wänden entlang abwärts und verschwand in irgendeinem finsteren Loch und lichtfeindlichen Abgrund.

Es fror.

Horak fröstelte in seinem leichten Überzieher. Er klapperte mit den Zähnen.

Vor Binders Augen stand das Bild des toten Trottels, dieser Schädel mit den spärlichen Haaren und der gelblichen Farbe der kranken Menschen. Die halb offenen, gebrochenen Augen, diese Nase und der Mund, eingehüllt in schmutzigen Schleim und Schaum, die ganze erbärmliche Gestalt, verkrümmt in Elend und Blödheit. —

Auf Menſur

Protokoll aufgenommen in der Ehrenangelegenheit zwischen den Herren stud. jur. Viktor Horak und J.U.C. Karl Hormayr. Die Sekundanten einigten sich über Vorschlag der Sekundanten des Herrn Hormayr auf folgende Bedingungen zur Austragung dieser Angelegenheit: Korbschläger, Paukzeit 15 Minuten, Ort: „Goldenes Kreuzel". Zeit: Morgen, den 20. November 1897, 2 Uhr nachmittags. Prag, Deutsches Haus, am 19. November 1897. Für Herrn Viktor Horak: J.U.C. Mederer, M.U.C. Anton Illner. Für Herrn J.U.C. Karl Hormayr: Dr. Waller, M.U.C. Fritz Förster."

Binder überbrachte das Protokoll. Horak lag auf dem Diwan und sah etwas bleich und angegriffen aus. Seine Augen lagen ihm tief in den blauen Höhlen. Um Nase und Mund war ein müder, schmerzlicher Zug. Die Nasenspitze sah bleich und erfroren aus. Etwas Fieberhaftes war in seinem Blick.

„Also morgen," sagte er, ohne sich zu rühren, als er das Protokoll gelesen hatte. Dann ließ er die Hand mit dem Blatt niedersinken: „Also morgen."

„Ja, natürlich. Mach' dir die Sache ab. Deine Haue kannst du dir nicht früh genug holen."

„Meinst du?"

„Damit du dann nicht schmißkrank bist, wenn du im Dezember auf Bestimmung mit den Alemannen antreten mußt."

„Na, berühmt werde ich da auch nicht werden."

„Warum nicht?"

„Meine verstauchte Pfote!"

„Ach was, die hast du bis dahin schon wieder herausgearbeitet."

„Hm!"

„Mir scheint, du hast einen Kater?"

„Warum?"

„Na, du schaust so aus!"

„Geh weg!" In abweisendem, fast mürrischem Ton kam's heraus.

„Na, na!"

„Du hast recht, mir ist ganz miserabel. Im Kopf ganz wüst. Und so was wie Fieber! Da!" Er streckte seine Hand hin. Binder fühlte. Der Puls ging sehr schnell und unregelmäßig.

„Zeig die Zunge!"

Er streckte die Zunge heraus. „Weißt du, schön ist die nicht. Ich versteh' nichts von dem Geschäft, aber es kommt mir beinahe so vor, als ob . . . Ich schick dir am Abend den Toni her."

„Nein, nein, nicht nötig. So viel wie der Toni versteh ich auch schon von der Medizin."

„Wenn du nur morgen antreten kannst."

„Aber, natürlich! Das wär' schön. Vielleicht ist das doch nur ein gewaltiger Kater!"

„Hast du so viel getrunken?"

„Für so einen Kater eigentlich zu wenig, aber der Ärger . . ."

„Ich hätt' mich doch nicht so aufgeregt."

„Ja, es ist schließlich ein Blödsinn. Aber ich war wütend. Alles steht herum und grinst. Und der Groß, der macht ein schadenfrohes Gesicht, weil ich ihm das Weib weggeschnappt habe. Der möcht' mir das von Herzen gönnen."

„Was geht's dich an. Du kannst lachen, wenn du weißt, daß nur du . . ."

„Aber das weiß ich ja eben nicht."

Eine peinliche Pause entstand.

„Dieses Weib . . ." begann Horak wieder. „Ich hätte überhaupt nicht nach Prag gehen sollen. Lach' mich nicht aus, mir ist's unheimlich hier. Gib acht, es liegt was in der Luft. Und dieses Weib, es versengt mich."

„Dein Kater hat graue Brillen auf."

Es klopfte. Mederer trat ein.

„Servus. Ich war in der Aula. Ein Schriftstück von den Karolen ist da." Er reichte Binder ein Schreiben.

„Was denn?"

„Wir sollen uns an einer Kundgebung gegen den Ministerpräsidenten beteiligen."

„Wann?"

„Termin noch unbestimmt. Aber bald. Im Reichsrat geht's drunter und drüber. Habt Ihr schon die Morgenblätter gelesen?"

„Nein."

Mederer zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche. Eine Extraausgabe der „Bohemia".

Binder und Horak lasen.

Mederer ging mit wütenden Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab. Vier Schritte hin, vier Schritte zurück. Zu mehr war nicht Raum: „Es ist ein Skandal . . ., sind wir denn in Rußland? . . . Ist das erhört in einem Parlament, Himmel, Herrgott."

Es war wahr. Im Reichsrat ging's wirklich drunter und drüber. Förmliche Kämpfe. Offene Messer. Und der Urheber der Ereignisse stand da mit dem kalten Lächeln des Aristokraten und ließ die Flüche, Verwünschungen und wilden Drohungen an sich abprallen. Das deutsche Volk wurde vergewaltigt, und es rührte sich nicht eine Hand zu seiner Hilfe.

„Also, wir beteiligen uns natürlich an der Demonstration. Komm, wir schreiben gleich die Antwort."

„Servus, Horak! Soll ich den Toni herschicken?"

„Nein. Morgen um zwei Uhr."

Auf der Gasse sah Mederer seinen Farbenbruder fragend an. Dann sagte er: „Der Horak schaut gar nicht gut aus."

„Nein. Er schaut nicht gut aus. Aber er will antreten. Er meint, es ist nur ein Kater."

„So." Und Mederer knurrte noch etwas, was Binder nicht verstand.

Die ganze Verbindung war neugierig und gespannt auf den Ausgang der Mensur. Die Anteilnahme an den Wiener Vorgängen konnte dieses Interesse nicht beeinträchtigen. Horak, eine der besten Klingen, der Fechtwart der Frankonia mit der Glanzpartie der Thessalen, einem der besten Fechter der Prager Burschenschaften. Die Frankonen hatten selten genug Gelegenheit, mit den Burschenschaften auf Korbschläger loszugehen. Ehrenangelegenheiten wurden meist auf Säbel ausgetragen. Eine Art mildere Auffassung der Sachlage und eine Annäherung in der nationalen Bedrängnis hatte die Einigung auf Korbschläger herbeigeführt.

Ein abscheuliches Quatschwetter hatte die Prager Straßen in Kotströme verwandelt. Was auf der Straße draußen bleiben mußte: Wachleute, Dienstmänner, Droschkenpferde, war in einem Zustande gelinder Verzweiflung. An den verregneten Spiegelscheiben der großen Restaurants standen die Kellner mit den Händen in den Hosentaschen und gähnten. Die Kaffeehäuser waren überfüllt.

Die Vorbereitungen zu Horaks Mensur waren schon Vormittag getroffen worden. Es war keine Kleinigkeit, in diesem greulichen Wetter einen Bader aufzutreiben. Niemand wollte anbeißen. Alles war beschäftigt. Im Krankenhaus, auf der Klinik, in der Gebäranstalt. Nur Absagen und bedauerndes Kopfschütteln. Endlich ließ sich der inaktive Bursch Weiß herbei. Weiß war vor kurzem erst von einer

Chinareise zurückgekehrt. Ein unruhiger Kopf. Eine geistige Beweglichkeit ohnegleichen. Manchmal artete sein schnelles Erfassen und Wiederfahrenlassen in eine queckſilberne Nachlässigkeit aus, die ihm zur Zeit seiner Aktivität unendliche Frotzeleien eingetragen hatte. Einmal hatte er bei irgendeinem Stiftungsfest drei Säbelkontrahagen von Wiener Freischlagenden eingeheimst. Die Partien wurden ausgemacht. Weiß fuhr nachts nach Wien, stach Vormittag zwei seiner Gegner, Nachmittag den dritten ab und war um elf Uhr abends wieder in Prag.

Dann zog er sich plötzlich von allem zurück. Das immerwährende Verulken war ihm zu dumm geworden. In weniger als zwei Jahren holte er alle seine Prüfungen nach und promovierte zum Doktor der Medizin. Dann studierte er Nietzsche, beschäftigte sich mit Salonzauberei, hatte zu gleicher Zeit fünf verschiedene Liebschaften und fuhr schließlich nach Ostasien. Unterdessen erschien ein Roman von ihm: „Der Ungebändigte", ein Werk voll Fahrigkeit und voll geistreicher Lichter, wie er selbst war.

Jetzt war er ja etwas entfernter und unnahbarer geworden. Die Würde des inaktiven Burschen und des Vielgereisten, des besprochenen Mannes schützte ihn vor einer Ausbeutung seiner grundgutmütigen Seele. Nun ließ er sich hie und da wieder zu seiner Verbindung herab. So heute, als sie ihm den besonderen Anlaß dieser Mensur und ihre große Wichtigkeit für die Frankonia auseinandersetzten.

„Das ist ja eine kolossale Geschichte," erklärte er, „da muß ich kommen."

„Bringst du Kognak mit?" Binder wußte, daß Weiß einen ausgezeichneten Kognak hatte. Er selbst hatte als Fuchs bei seinen ersten Partien diesen berühmten Kognak getrunken.

„Na ja! Also um zwei Uhr."

* * *

Lange vor zwei Uhr versammelten sich die Hauptpersonen der Mensur auf der Vaclavbude. Vaclav zog die roten Vorhänge vor die Fenster, daß kein Unberufener aus dem Hofe in das Zimmer sähe, dann wurden auf den beiden Schmalseiten die langen Badertische aufgestellt. Marie brachte warmes Wasser, Schüsseln und Holzbottiche aus der Küche.

Dann wurden die Mensurkoffer auseinander genommen, die schwarzen, seidenen, unendlich langen Wickelbinden wurden der Reihe nach zum sofortigen Gebrauch bereitgestellt, die blutbefleckte, braunkrustige Paukhose mit den spagatgeflickten Riemen. Endlich die Schläger, Korb, Griff und Klinge wurden zusammengepaßt, die Schrauben angezogen. Binder versuchte einige Lufthiebe. Terz, recht hoch aus dem Handgelenk heraus, Quart, Tiefquart. Alles pfiff. Der Schläger saß leicht und sicher in der Hand. Das Gewicht war gut verteilt.

Dann kam der Fuchs Nietsche mit Verbandzeug

und Karbol, Brunsscher Watte, Jodoformgaze, Kollodium, Binden und Kolophonium zum Einreiben der Hände. Nach und nach versammelten sich die Frankonen. Die alten Mensurkibitze Gidi und Toni hatten ihre Studien unterbrochen und waren mitgekommen. Sie hatten den Ehrgeiz alter, guter Zirkuspferde. Und sie freuten sich, daß man sie noch immer brauchen konnte.

Bei den Thessalen war ebenfalls alles beisammen. Auch Bader und Paukant waren schon da. Der Bader breitete ruhig seine Instrumente auf dem Tische aus. Alle die glitzernden Zangen und Messer und Scheren und Nadeln. Er entzündete die Spiritusflamme unter dem Sterilisationsapparat, und während die Instrumente drinnen kochten, bereitete er die Wattetupfer vor. Mit aufgestülpten Hemdärmeln und der Zigarette im Mund zupfte er große Wattebauschen auseinander, feuchtete sie mit Karbolwasser an und legte sie um den Rand eines Tellers. Dabei schaute er unverwandt zu den Frankonen hinüber. Dann sagte er leise etwas zu Hormayr, der neben ihm stand. Hormayr sah ihn an und lächelte dann ruhig und selbstbewußt.

Ein intensiver Geruch nach Karbol, Jodoform, Tabak und Bier verbreitete sich im Paukzimmer. Überall lachende, plaudernde Gruppen. Die Frankonen waren ziemlich ruhig. Sie wußten den Ausgang. Horak würde vielleicht einen oder zwei Blutige beziehen und ausschlagen, oder er würde vielleicht abge-

stochen werden. Jedenfalls war es kein Unglück, von Hormayr eine Abfuhr einzustecken.

Endlich kam Weiß. Man war gewohnt, ihn zu spät kommen zu sehen. Aber heute ärgerte man sich darüber, denn die Thessalen waren schon ungeduldig geworden. Die Sekundanten hatten schon einigemal mit vielsagenden Mienen auf ihre Uhren gesehen.

„Na endlich! Graf Isolani!"

„Was wollt ihr? Wo ist der Paukant? Ist der Paukant da? — Nein! Also — da komm' ich noch viel zu früh!"

Horak war auch noch nicht hier. Er war auch ein sehr unpünktlicher Mensch. Aber heute war seine Unpünktlichkeit nicht zu entschuldigen.

Man begann Binder Vorwürfe zu machen. Warum er seinen Leibfuchsen nicht vom Hause abgeholt habe. Und Binder war selbst besorgt. Er dachte daran, wie matt und elend Horak gestern ausgesehen hatte.

Da öffnete sich die Türe, und Horak trat ein. Binder erschrak. Er war ganz gelb im Gesicht, und seine Bewegungen waren schläfrig und langsam.

Er grüßte gemessen nach den Thessalen hinüber und kam dann zu seinen Leuten.

„Mensch, du kannst doch nicht antreten. Du bist ja krank."

„Ach was, das macht nichts. Ich will antreten."

„Du wirst ja im ersten Gang abgestochen."

„Werden ja sehen."

Weiß mischte sich hinein. „Jetzt geht's nicht mehr. Jetzt bist du einmal da. Also los. Aber ein Blödsinn ist das, eine unbegreifliche Dummheit, warum hast du nicht gestern absagen lassen oder heute früh... so ein Stiefel!"

„Ja, ja!"

„Was fehlt dir eigentlich! Gewiß vom Magen?"

„Ja . . . ich glaube vom Magen!"

„Na ja ... saufen und den Magen verderben..." Weiß war ganz wütend.

„Hast du den Kognak?" unterbrach ihn Binder.

„Ja . . . also anschirren."

Horak zog sich aus. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, als er sich bückte, um die Hose herunterzuziehen. Er fuhr langsam und mit unendlicher Behutsamkeit in die alte Mensurhose hinein. Die alten Blutkrusten auf den Hosenbeinen knisterten und bröckelten hörbar ab. Dann legten ihm Mederer und Groß die dicke, lederne Paukhose um und schnallten die Riemen fest.

Horak setzte sich.

Alles kam in Bewegung. Die Füchse standen mit den Wickelbinden bereit. Die Sekundanten umwanden Handgelenk und Arm bis über die Schulter mit den zerfetzten, seidenen Binden. Alle bemühten sich um Horak. Mit der Besorgnis, mit der man ein kostbares Gut für eine Gefahr vorbereitet. Das Wohlwollen für den zum Tode Verurteilten, der Wunsch und die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang, der Ehr-

geiz, mit dieser Partie gut zu bestehen — in dieser Besorgnis war alles darin.

Weiß brachte den Kognak. Und Horak trank rasch nacheinander zwei, drei Gläser.

Bei den Thessalen war man mit dem Anbandagieren schon weiter vor.

„Vorwärts! Drüben legen sie schon die Axillaris an!"

Die älteren Leute standen herum und betrachteten das Bandagieren mit sachverständigen Blicken.

Jetzt kam noch eine große Binde mit dem berühmten Knicks ins Armgelenk. Eine eigene Art von Wickeln, die den Ellbogen nicht einschnürt und doch vollständig deckt.

„Hast du das Handgelenk frei?"

Horak versuchte. „Gut."

Jetzt noch die Axillaris, die große Klappe, die mit Riemen über die Achsel befestigt wurde. Dann der weiche Lederhandschuh. Und nun schlüpfte der Arm in den schweren Lederstulp, der über alle Bandagen als letzter Schutz darüber kam. Dann der Halsschutz, der den Kopf unbarmherzig in die Höhe drängte.

Fast gleichzeitig waren die Thessalen und die Frankonen fertig geworden. Die Thessalen zögerten und sahen zu den Gegnern herüber.

„Brille gefällig?"

„Bitte sehr," sagte der inaktive Bursch Gidi. Er hatte für Horak das Sekundieren übernommen.

Mederer legte Horak die eiserne Brille mit den zwei vorspringenden Röhren zum Schutz der Augen an. Dann zog er mit voller Kraft die Riemen hinten an, daß die Ohren ober und unter dem Riemenrand rot und wulstig wegstanden.

Weiß rieb noch schnell die Augenbrauen des Paukanten mit Vaseline ein — für alle Fälle . . . damit das Blut nicht in die Augen fließe.

„Na, fertig!"

Gidi hatte den kurzen Tuchschurz vorgenommen und die Sekundantenmütze mit dem großen, breiten Lederschirm aufgesetzt. Natürlich mit den Farben nach innen, denn die Mensur war ja schwarz gegen schwarz. Er trat vor und zog die Mütze: „Herr Gegensekundant, wir sind parat."

Der Thessale drüben zog ebenfalls die Mütze: „Ich bitte!"

Der Unparteiische, ein dicker, kleiner Karole, räusperte sich und kommandierte: „Silentium zur Absteckung der Mensur."

Die Paukanten erhoben sich von ihren Stühlen und traten breitspurig vor. Die dicken Paukhosen gestatteten nur ein Gehen mit gespreizten Beinen. Die unförmig dicken, rechten Arme mit dem Schläger wurden von den Testanten gestützt.

Der Unparteiische zog mit Kreide einen Strich auf den Boden. Diesen Strich nahmen die Paukanten zwischen die Fersen und stellten sich kerzengerade hin. Mit weit vorgestrecktem Arm wurde die Entfernung

gemessen, bis die Schlägerklingen den gegnerischen Korb berührten. Dann machte der Unparteiische hinter den Fersen einen Kreidestrich.

„Ich danke," sagte er.

Die Paukanten rasselten nach ihren Stühlen zurück. Mit plumpen, ungeschickten Bewegungen und starren, regungslosen Gesichtern, denen der hohe Halsschutz und die dicken Brillen jeden Ausdruck genommen hatten. Zwischen Halskrawatte und Brille wurden die Wangen vorgequetscht. Der Thessale war hochrot, Horak hatte nicht einen Tropfen Blut im Gesicht.

Der Unparteiische teilte die Länge der Mensur in zwei gleiche Hälften.

Nun war er fertig. Zwei Füchse schütteten in die Mitte eines jeden Feldes einige Brocken Kolophonium, das sie mit hastigen, nervösen Fußtritten zerbröckelten und verrieben.

Die lauten Bemerkungen verstummten, und rasch wurden noch die letzten Biere bestellt.

Der Unparteiische trat zurück.

„Silentium zur Austragung einer Contrahage auf Schläger zwischen den Herren stud. jur. Viktor Horak und J.U.C. Karl Hormayr."

Dann verlas er von der Visitenkarte, die er in der Hand hielt, die Namen der Sekundanten und Testanten.

Die bange Pause trat ein.

Jener Moment, in dem sich aller Nerven auf das

Höchste anspannen, in der jeder das Größte, Unglaublichste zu erleben erwartet. Die tiefe Stille eines einzigen Augenblicks.

„Auf Mensur!"

Der Bann war gebrochen. Die beiden Paukanten sprangen auf und traten in den abgesteckten Raum. Der Thessale ging sogleich bis an den Mittelstrich vor. Horak mußte seinen Platz mehr gegen seinen Hinterstrich nehmen.

Der Sekundant des Thessalen rief: „Bindet die Klingen."

Die beiderseitigen Testanten warfen mit einem schnellen Ruck die unförmigen Arme ihrer Paukanten in die Höhe. Die Arme streckten und krümmten sich über dem Kopf, die abwärts gesenkten Klingen berührten sich leise klirrend.

„Gebunden sind" . . . stieß Gidi hervor.

Und sofort der Unparteiische: „Los!"

Ein furchtbares Krachen. Beide hatten zugleich mit Quart losgeschlagen, und mit voller Wucht stießen Klingen und Körbe gegeneinander.

„Halt!" Beide Parteien vermuteten einen Blutigen. Die Sekundanten traten an den Mittelstrich und blickten gierig nach dem Kopf des Gegners.

„Herr Unparteiischer! Ich bitte auf Quart."

„Ich bitte ebenfalls auf Quart."

Der Unparteiische betrachtete aufmerksam beide Köpfe. Es war nichts. „Ich kann nichts konstatieren."

„Ich bitte um Fortgang," drängte der Sekundant des Theſſalen.

„Auf Menſur!"

Und wieder die Kommandoworte bis „Los!"

Der Theſſale ſchlug Stulpterz an, hoch und ſehr gedeckt . . . einmal, zweimal. Binder ſah Horak zucken. Jenes eigentümliche Zucken im Handgelenk, das dem Eingeweihten zeigt: Jetzt kommt was. Binder wußte, was Horak plante. Er wollte mit einer ſeiner berühmten, ſchlangenartigen Tiefquarten dem Gegner unter die Klinge und über das Geſicht fahren. Aber Binder ſah auch, daß Hormayr darauf wartete. Er mußte wohl irgendwie von Horaks Haupthieb erfahren haben und war nun darauf vorbereitet. Wenn Horak aufpaßte, ſo mußte er dieſe aufgelegte Falle merken. Aber Horak merkte nichts. Plötzlich beſchrieb die Klinge den kurzen Halbkreis zur Tiefquart . . . aber Hormayr hatte gut gelauert, und mit einer Hakenquart aus voller Kraft legte er Horak ſeine Klinge quer über den Schädel. Ein dunkelroter Strom quoll aus den blonden Haaren des Zweitchargierten hervor. Über dem Ohr, dann mehr von vorn auf der Stirn und dann noch ein Aſt und endlich in roten Wellen . . kaskadenartig. Das war nicht zu vermogeln.

„Herr Unparteiiſcher, ich bitte einen Blutigen zu konſtatieren." In der Stimme des Theſſalen klang leiſes Frohlocken. Vergebens bemühte er ſich, es hinter einem ernſten, ſachgemäßen Ton zu verdecken.

Der Unparteiiſche hob die Naſe hoch. Dann ſprach

er mit ebenso ernster Stimme, in der sich ebenfalls Schadenfreude verbarg: „Ich konstatiere einen Blutigen."

Horak wurde zum Sessel zurückgeführt, und Weiß beugte sich über ihn. Über den Mittelkopf klaffte eine lange Wunde. Weiß zog die Wundränder auseinander, um in die Tiefe sehen zu können.

Der Gegensekundant blickte aber scharf herüber. Die Handgriffe des Baders kamen ihm vielleicht wie ein Stillen des Blutes vor. Er rief den Unparteiischen an: „Ich bitte darauf zu achten, daß auf der Gegenseite nicht komprimiert wird."

Und der Unparteiische wendete sich zu den Frankonen: „Ich bitte nicht zu komprimieren." Weiß äffte den Karolen nach: „Ich bitte, ich komprimiere nicht."

Dann meinte er: „Na also, Horak, gehen wir. Schluß und Jubel, das sind fünfzehn Nadeln, unter Brüdern."

„Was? Abfuhr?" schäumte Horak auf.

„Ja."

„Keine Spur! Gibt's nicht!" Horaks zusammengesunkener Körper richtete sich wieder straff auf. Er hob den Kopf, den er vorhin gesenkt hatte, um das Blut vorne abrinnen zu lassen. Zwischen seinen Füßen war eine Lache des dicken, roten Breies. Weiß zuckte mit den Achseln und wischte ihm mit Wattetupfern das Blut von der Stirne. Dann sagte er: „Wenn du willst."

Gidi zog die Kappe: „Herr Unparteiischer, ich bitte um den Fortgang."

Die Gegner rasselten wieder aufeinander los. Wieder blieb der Thessale in lauernder Reserve, und wieder sah Binder das verdächtige Zucken in Horaks Handgelenken. Er sah das Ende dieser Partie schon voraus. Er kannte ja die Hartnäckigkeit seines Leibfuchsen. Der hatte es sich jetzt in den Kopf gesetzt, Hormayr mit Tiefquart zu erwischen, und da ließ er nicht locker, und wenn ihm sein Gegner den Kopf auseinanderhackte.

Und da ... wieder versuchte Horak unter die feindliche Klinge zu kommen, und wieder krachte Hormayrs Hakenquart auf seinen Schädel nieder.

Der Unparteiische konstatierte wieder einen Blutigen und machte einen Strich auf seiner Visitenkarte.

Neben dem ersten Hieb zog sich ein neuer, ebenso langer, in etwa ein Zentimeter Entfernung, hin. Über die bereits etwas gestockten, verkrusteten Blutwellen des ersten ergossen sich neue, warme, rote Fluten. Die alten Blutkrusten auf der Paukhose erglänzten in frischen Farben und satter Feuchtigkeit.

Mederer trat in höchster Aufregung hinter Horaks Sessel: „Bist denn du bei Verstand, Schafskopf! Hör' auf mit den dalketen Tiefquarten, wenn du sie nicht zusammenbringst."

Horak hatte seine großartigen Tiefquarten heute wirklich elend geschlagen. Langsam, gar nicht sicher, wie zaudernd kamen sie heraus. Darum konnte sie Hormayr so bequem mit der Hakenquart herausfangen.

Horak saß wieder da mit gesenktem Kopf und ließ das Blut nach vorne rinnen. Er mußte wohl selbst fühlen, daß Mederer recht hatte, denn er knirschte wütend zwischen den Zähnen: „Halt's Maul."

Bei den Thessalen erwartete man jetzt bestimmt, daß Horak für abgeführt erklärt werden würde. Das Erstaunen war ungeheuer, als Gidi meldete: „Herr Unparteiischer, wir sind parat."

Weiß flüsterte Horak noch schnell ins Ohr: „Keine Tiefquart mehr!" Horak biß die Zähne zusammen. Aber Hormayr wußte jetzt, daß sein Gegner einen unglücklichen Tag hatte. Mit diesem Bewußtsein wuchs seine Sicherheit und Ruhe und damit die Gefahr für Horak. Aber zugleich kam ihm eine Art von Scham, die offenkundige Schwäche seines Gegners so unedel auszunutzen. Er gab sein Lauern auf und schlug den Gang mit einem eleganten Terzquart-Hieb an. Und Horak versuchte wieder seine unglückselige Tiefquart. Wie der Blitz einer unaufhaltsamen Reflexbewegung folgte die Hakenquart. Horak zuckte zusammen. Quer über die beiden langen Hiebe klaffte eine neue Wunde. Die rechte Seite des Kopfes war eine einzige Masse von rohem, blutigem Fleisch, zwischen dem einzelne Stücke der Kopfhaut mit Haaren emporstanden. Zwischen den Fleischfetzen trieb in großen, langsamen Stößen das Blut empor.

Horak saß auf seinem Sessel zusammengesunken. Der Kopf war auf die Brust gefallen. Sein Wollhemd hatte nicht einen einzigen trockenen Flecken mehr.

Der Sessel, der Boden, die Hosen, die Hände des Testanten, alles war voll Blut. Kraftlos sank sein Arm herab. Der Testant ließ ihn sinken. Der Schläger fiel klirrend zu Boden.

Weiß rief Nietsche an: „Schnell, einen Wagen."

Es war, als ob Horak dadurch frische Kraft erhalten hätte. Er schüttelte den Kopf und streckte die Hand nach dem Schläger aus. „Was fällt dir ein, bist du wahnsinnig!" fuhr ihn Weiß an. „Wir müssen auf die Klinik."

Horak schüttelte nur den Kopf.

„Ich übernehme keine Verantwortung mehr."

„Ich auch nicht," erklärte Gidi.

Horak aber griff nach dem Schläger. Er murmelte: „Die fünfzehn Minuten halt' ich schon aus."

„Herr Unparteiischer . . ." begann Gidi.

Aber Horak erhob sich und wankte in die Mensur. Da sah Gidi ihm nach und vollendete stolz und trotzig:

. . . „Wir sind parat!"

Ein Gemurmel des Mitleids, der Bewunderung, der Entrüstung auf beiden Seiten. Hormayr wurde bleich bis in die Lippen.

Die Stimme des Unparteiischen zitterte: „Auf Mensur!"

„Bindet die Klingen!"

„Gebunden sind!"

„Los!"

Keiner der Gegner rührte sich. Binder sah einigemal an einer schwachen Handbewegung, daß Horak zum Hieb ansetzte. Aber er brachte seine Klinge nicht mehr in Schwung. Plötzlich ein leichtes Vor- und Rückwärtspendeln seines Körpers, der Arm fiel ihm schwer herab, und der Schläger schlug dröhnend auf die Erde. Dann knickte der Körper zusammen und plötzlich, wie von einem Keulenschlag getroffen, stürzte er nach vorn, in die andere Hälfte der Mensur hinein, dem Gegner zu Füßen.

Eine ungeheure Verwirrung entstand.

Mitten in den Lärm hinein meldete Gidi dem Unparteiischen: „Herr Unparteiischer, ich erkläre meinen Paukanten für abgeführt."

Und der Unparteiische rief in das Getümmel: „Silentium! Herr Horak nach zwei Minuten Paukzeit abgeführt."

Alles beschäftigte sich um den Bewußtlosen. Man hob ihn auf und legte ihn auf den Tisch. Stiegl brachte von der Bude einige Armstulpen und Wickelbinden herüber, die ihm unter den Kopf geschoben wurden. Der Bader der Thessalen hatte sich Weiß zur Assistenz angeboten. Die andern standen mit einem blutfreudigen, angenehmen Grausen im Weg herum.

Der alte Thessale hatte noch immer eine Zigarette im Mund und die Hemdärmel aufgekrempelt. Jetzt sah er mit seinen blutigen Fäusten wie ein wissenschaftlicher Fleischhacker aus. Er hielt den Irrigator

mit der Sublimatlösung hoch, und Weiß spülte die Wunden eilig und oberflächlich aus.

„Von Nähen ist da keine Rede," wandte er sich um. „Wir müssen auf die Klinik."

Nietsche rannte um einen Wagen.

Die Kompressionen der beiden Ärzte halfen nicht viel, das Blut ließ sich nicht stillen. Es war keine der großen Hauptadern verletzt, aber eine Menge der kleinen Kopfadern waren durchschlagen. Weiß legte eine dicke Schicht von Eisenwatte auf. Dann umwand er den Kopf in seiner raschen, geschickten Art mit Gazebinden.

Mederer stand neben Binder und stieß ihn an: „Da schau! Derselbe Tisch, auf dem vorgestern der Franto gelegen ist."

Ob es derselbe Tisch war, wußte Binder nun freilich nicht genau. Aber Horak lag dort wie ein Toter.

Vaclav kam aus seinem Wirtszimmer herein und drängte sich durch die Herumstehenden. „Jesus, Maria, Joseph!" rief er ein über das andere Mal. „Jetzt hab'n ma am End 'n zweiten Toten im Haus. Der Franto is noch nicht begraben, und wieder der Herr Horak ... Jesus, Maria und Joseph ... So a Unglück", und er jammerte in allen Tonarten, bis ihn Weiß anfuhr: „Ruhe jetzt, wir wollen Ruhe."

Vaclav schwieg und stellte sich abseits. Aber aus seinem wachsbleichen Gesicht sah er verängstigt und furchtsam auf Horak. Dann winkte er nach der Tür zurück. Dort stand Marie und wagte sich nicht

weiter. Endlich kam sie näher und sah Vaclav scheu über die Schulter. Aber als sie das gelbfahle Gesicht Horaks erblickte, wandte sie sich zusammenschauernd ab. Sie sah lange zu Boden und wagte erst dann wieder hinüberzuschauen. Ihre Lippen zogen sich säuerlich und schmerzlich zusammen.

Weiß rieb Horak mit Äther ein. Es dauerte lange, bevor er zu sich kam. Endlich schlug er die Augen auf und schaute müde um sich. Da erblickte er Maries Gesicht hinter Vaclavs Schulter. Aber wie von etwas Gleichgültigem wandte er die Augen wieder ab.

Weiß beugte sich über ihn: „Wie ist dir?"

Horak hob langsam die linke Hand mit gespreizten Fingern empor und wackelte damit hin und her.

„Ich glaub's, daß es dir nicht gut geht! Ist der Wagen schon da?"

„Ja."

„Also vorwärts! Kannst du gehen?"

Horak machte eine schwache Bewegung mit den Beinen.

„Wir wollen sehen." Und Weiß hob ihm mit fast weiblicher Sorgfalt die Beine vom Tisch. Horak saß da und machte eine Anstrengung, vom Tisch zu gleiten und sich auf die Füße zu stellen.

„Nein, nein, so schnell geht's doch nicht."

Mederer und Binder unterstützten Horak von beiden Seiten und ließen ihn sanft zu Boden nieder. Dann hielten sie ihn unter den Armen und gingen Schritt

für Schritt hinaus. Er hing ihnen schwer um den Hals. Bei jedem Schritt knickten seine Gelenke ein. Seine Füße schleiften hinten nach.

Einen Augenblick sah es aus, als wolle sich Marie vorwärts stürzen. Hatte sie Tränen in den Augen?

Mit ungeheurer Mühe brachten die Freunde Horak durch die Küche und den schmalen Gang zum Haustor. Als sie auf die Straße traten, sahen sie hinter der Droschke einen Handwagen. Zwei Männer wollten in das Haus. Sie kamen, um Frantos Sarg abzuholen.

Im Wagen wollte es zu keiner jener Tröstungen des Galgenhumors kommen, mit denen man sonst den Abgestochenen ihr Los zu versüßen pflegte.

Alle schwiegen und saßen stumm und gedrückt da. Horak lehnte blaß in einer Ecke und durch seinen Notverband drang das Blut in großen, dunklen Flecken.

Nur einmal bemerkte Weiß: „So ein blöder Eigensinn."

Horak erwiderte nichts. Er war wohl zu schwach zum Reden. Weiß wollte noch etwas sagen. Aber er biß sich auf die Lippen und schluckte es hinunter.

Der Portier des Krankenhauses kannte solche Fälle schon. Er machte nicht viel Aufhebens.

Eine halbe Stunde nachher lag Horak in dem netten, reinlichen Bett eines freundlichen Zimmers der Starkschen Klinik. Mederer und Binder saßen im Vorzimmer und warteten.

Es war schon dunkel, und man hatte noch kein Licht gemacht. Drinnen war Professor Stark und einer seiner Assistenten mit Weiß an der Arbeit. Hie und da drang ein leises, unwillkürliches Stöhnen des Verwundeten zu seinen Freunden.

Weiß hatte versprochen, ihnen Nachricht zu geben. Nun saßen sie schon eine Stunde und warteten, und er kam nicht. Es war doch wohl ein schwerer Fall.

Mederer pfiff leise vor sich hin. Von Zeit zu Zeit fiel ein Wort. Die Dunkelheit brach rasch herein, und eine unsagbare Trauer ergriff sie in dem grauen Zimmer, aus dem man nur auf die nahe gegenüberliegende Wand sah, die ihnen mit der zunehmenden Finsternis immer näher und näher zu rücken schien. Bedrohlich und atemberaubend fast. In diesem Zimmer, das von den leisen, verbissenen Seufzern des Verwundeten wie von geheimnisvollen Klagen bis in die fernsten Ecken erfüllt zu sein schien.

„Das war nötig, so ein Blech," meinte Mederer.

„Ich kenne seinen harten Kopf. Und nach der ersten Tiefquart hab' ich gleich gesehen, was los ist."

„Es war ein Unsinn von ihm, anzutreten, wenn er krank ist."

„Die ganze Geschichte war ein Unsinn. Sich mit so einem Weib einzulassen . . ."

„Na, weißt du . . ."

Im Krankenzimmer hörten sie ein dumpfes Gemurmel, wie eine Beratung der Ärzte.

Die Tür öffnete sich, und in dem hellen Rahmen zeigte sich Weiß' Gestalt.

Er schloß zu und trat zu ihnen. Sein Gesicht konnten sie in der Dunkelheit nicht sehen.

„Also ihr könnt gehen. Es ist vorläufig weiter keine Gefahr."

„Na also . . ."

„Aber schlecht geschlagen hat der Racker!"

„Miserabel."

„Wißt ihr warum?"

„Nein!"

„Er ist krank."

„Ich habe es mir gedacht."

„Nein, das hast du dir nicht gedacht."

„Wie denn?"

„Der Hormayr hat recht gehabt."

„Der Hormayr . . .?" Jetzt verstanden sie plötzlich . . . „Ah . . . und da tritt er an . . .?"

„Aus Trotz natürlich."

„Und von wem? Von der . . ."

„Na, natürlich."

Die Angst löste sich in ein dröhnendes Lachen. Weiß beschwichtigte sie: „Aber ruhig — ruhig!"

Unten auf dem Hof legte Mederer dem Erstchargierten die Hand auf die Schulter und sah bedeutungsvoll nach Horaks hellbeleuchtetem Fenster hinauf.

Dann sagte er langsam und nachdrücklich: „Saugegend!"

Die Geſchichte von Tycho de Brahes Tod

Horak wurde schon am nächsten Tage von der Ambulanz des Doktor Stark entlassen. Es stand ihm frei, nach Hause zurückzukehren oder auf einer anderen Abteilung sich einer gründlichen Behandlung seines anderen Leidens zu unterziehen.

Horak entschied sich für das Bleiben. Es war doch mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden; denn er wohnte bei einem kinderlosen Ehepaar. Und wenn auch der Mann . . . aber der Frau konnte man das um Gottes willen doch nicht sagen. Da war man ja blamiert bis auf die Knochen. Er übersiedelte also nach einer anderen Abteilung des Krankenhauses und bekam dort einen Freiplatz für Studenten.

Jeden Tag besuchte ihn einer seiner Farbenbrüder.

Er sah im Anfang seiner Krankenzeit noch etwas angegriffen und heruntergekommen aus. Aber nach zwei Tagen hatte er sich schon ziemlich erholt. Als ihm nach drei Tagen die Nadeln aus dem Kopf genommen wurden, und er statt des schweren Verbandes nur noch eine leichte Überpinselung mit Jodoformkollodium bekam, sah er mehr komisch als angsterregend aus. Er begann auch selbst das Komische seiner Lage zu fühlen und konnte über die ganze Sache nun herzlich lachen. Es verdroß ihn sogar schon, daß er im Bett liegen mußte und sich nicht viel rühren durfte. Mit dem Verschwinden des Fie-

bers, das den Ausbruch seiner Krankheit begleitet hatte, war ein Teil seiner alten Kraft und ein Teil seiner gutmütigen Grobheit zurückgekehrt. Seine Ungeheuer von Tiefquarten waren ihm jetzt selbst Denkmäler der Dummheit, über die man nur herzlich lachen konnte.

Am sechsten Tage seiner Krankheit besuchte ihn Binder zum zweitenmal. Horak war erheblich munterer, aber Binder bemerkte trotzdem einen leisen Anflug von Verdrießlichkeit.

„Denk' dir nur," rief er ihm entgegen, „mein Alter hat mir geschrieben, ich soll sofort nach Haus kommen."

„Also pack' dich zusammen und fahre!"

Er sah Binder mit zusammengekniffenen Augen von der Seite an. Dann lachte er: „Das geht doch nicht."

„Also, dann bleib' hier."

„Aber, da ist es furchtbar langweilig."

„Na, wie ich sehe . . ." Binder deutete auf die schmutzigen Karten hin, die zwischen Gläsern und Flaschen auf dem Nachttisch lagen.

„Unser einziges Vergnügen, nicht wahr, meine Herren?" rief Horak seinen Zimmergenossen zu. Brummend erhoben sich zwei Gestalten von den beiden Betten, auf denen sie angekleidet herumgefaulenzt hatten.

Gegenseitige Vorstellung.

Der eine war eine Finke, dessen Name Binder von allen Sportstafeln der Aula bekannt war, einer jener Menschen, die den Sport furchtbar ernst nehmen, wie eine hohe, unverrückbare Lebensaufgabe. Er hatte nichts von dem Gecken der Sportsleute an sich, dem gerade die Studenten, die keiner Couleur angehören, so leicht verfallen. Fleischer war unglücklich, daß er alle seine Übungen auf sechs Wochen hatte unterbrechen müssen.

„Es schmeißt mich um drei Monate im Training zurück," meinte er trübselig. Wozu er trainierte, sagte er allerdings nicht.

Der dritte Zimmergenosse war ein Schwabe, den Binder schon einigemal auf dem Bummel gesehen hatte.

„Was sollen wir machen? . . . Wir können doch nicht den ganzen Tag lesen," sagte er.

„Also, das Lesen ist nicht verboten."

„Nein, das nicht . . ." Fleischer führte den Besuch zu einem Tisch in der finsteren Ecke des Zimmers. „Sehen Sie, unsere Bibliothek." Es waren einige Bände eines im Jahre 1848 in Prag erschienenen Unterhaltungsalbums, dann der „Graf von Monte Christo", ein dünnes Heft mit Gedichten von einem Anonymus aus dem Jahre 1851 und ein Roman von Jokai.

„Es ist wenig, aber schlecht," sagte er.

„Dabei haben wir es noch gut," meinte Wieninski, der Schwabe, „wir können schon aufstehen und

herumgehen. Denn wir sind schon drei Wochen hier. Aber Horak . . ."

Binder trat an das Fenster. Das Zimmer lag in einem etwas entlegeneren Teil des Gebäudes. Vor den Fenstern war eine hölzerne Galerie mit einem Eisengitter. Unten im Hof standen zwei Wärterinnen und stritten, daß man es durch die doppelt geschlossenen Fenster des ersten Stockes hörte. Die Galerie zog sich rundherum an weißgetünchten Mauern entlang.

„Eine schöne Aussicht."

„Na, sehen Sie, also wundern Sie sich nicht, wenn wir Monte Christo lesen und um Hosenknöpfe Mariage spielen!"

„Was gibt's denn Neues?" fragte Horak vom Bette herüber. „Na, die Geschichten im Reichsrat wißt ihr wohl schon."

„Nur sehr ungenau. Wir haben keine Zeitung und erfahren die Neuigkeiten immer nur von den Wärterinnen. Du kannst dir vorstellen, wie. Der Assistent, der uns behandelt, hat niemals Zeit."

Binder begann zu erzählen. Einen beschämenden, demütigenden, empörenden Bericht.

Ausrufe der Wut unterbrachen ihn.

„Unglaublich!"

„Sibirien!"

„1848!"

Dann erzählte Binder von den Szenen, die jeder Beschreibung spotteten, von dem Handgemenge, den

Beschimpfungen, den rohen Kämpfen. Und er erzählte davon, wie es sich allerorten rührte. Wie der Zorn des Volkes wuchs und sich in wilden Ausbrüchen über den Urheber der Kämpfe entlud. Wie man ihn in effigie verbrannte und an Straßenlaternen hing. Und wie man es ihm sicher leiblich getan hätte — es war schon auch anderen vor ihm so ergangen — wenn man seiner hätte habhaft werden können.

Binder erzählte nun kurz und sachlich. Aber die Erregung der drei Zimmergenossen wuchs von Satz zu Satz.

Es dunkelte.

Eine Wärterin brachte eine Lampe, die sie auf einen kleinen Tisch vor Horaks Bett setzte. Dann verschwand sie lautlos. Fleischer und Wieninski lehnten in entgegengesetzten Ecken des Zimmers an der Wand.

Horak warf sich unruhig im Bett herum.

„Und was ist es mit der Kundgebung?"

„Die ist auf übermorgen verabredet. In der Aula. Nur Studenten werden hineingelassen. Die Ordner haben Kornblumen im Knopfloch und müssen darauf achten, daß keine Spitzel eindringen. Dann wird ein Ghibelline eine Rede halten und zum Schluß ist gemeinsamer Frühschoppen."

„Natürlich!" beneidete Horak seinen Freund.

„Selbstverständlich," stimmte Wieninski selbstlos mit aufrichtigem Tone zu.

„Es hat Mühe gekostet, alles unter einen Hut zu bringen: die berühmte Couleurpolitik! Feuer auf dem Dach — und wir haben darüber gestritten, wer die Rede halten wird. Keine Couleur wollte es der anderen gönnen. Die ganze Geschichte wäre beinahe darüber in die Brüche gegangen."

„Dummheiten!"

„Ja, das sagt ihr, weil ihr hier im Zimmer sitzt und nicht hinauskönnt. Aber streitet einmal mit den Teutonen oder den Karolen darüber."

Horak sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich denke," begann er endlich, „wir werden Prag überhaupt nicht halten können."

„Ach was, warum?" fuhr Fleischer los.

„Die Stadt hat etwas Heimtückisches, Bösartiges, das sie gut hinter ihrer Schönheit zu verbergen versteht. Man nennt sie eine der schönsten Städte Europas. Wenn die endlosen Fensterreihen des Hradschin in der Abendsonne funkeln, oder wenn man die engen, steilen und winkligen Gassen der Kleinseite niedersteigt und nach allen Seiten in alte Torbogen und Quergassen hineinsieht, oder wenn man von der alten Landstube aus, von wo sie den Martiniz und Slawata hinunterwarfen, über die „hundert Türme" hinsieht — dann könnte man an ihre Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit glauben. Aber geht nur einmal abseits in die stinkigen Gassen und Gäßchen an der Moldau auf dem Neustadt- und Judenstadtufer oder dort hinaus, wo die Vorstädte beginnen! Es ist wie ein heimliches

Wispern in der Luft, wie ein Verabreden und Lachen über einen."

„Mach' dich nicht lächerlich!" sagte Wieninski. Zimmergenossen, die an derselben lächerlichen und lästigen Krankheit leiden, dürfen sich das schon sagen, ohne eine Beleidigung befürchten zu müssen.

„Das ist gar nicht lächerlich! Wenn man einmal ernst wird, wird man euch lächerlich! Ich empfinde das so, und ich sage: Wir werden Prag nicht halten. Der Holländer, dem das Meer jeden Tag ein Stück Land wegfrißt, beginnt nicht gleich am Strand vor dem gierigen Maul seinen Deich zu bauen, damit ihn das Wasser gleich behaglich mitfressen kann. Der baut seinen Damm weiter drinnen im Land, damit, wenn das Wasser bis zu ihm kommt, es schon einen festen Wall findet. Er schützt weniger, aber das dafür besser. Es ist traurig, aber ich sage euch, wir können Prag nicht halten. Wir stecken zu viel in diesen verlorenen Posten hinein. Geben wir ihn auf, und schützen wir lieber sicherere und festere Grenzen mit aller Kraft."

„Also wir sollen Prag aufgeben?"

„Ja."

„Eine alte deutsche Stadt? Die hat von uns die ersten und größten Geschenke empfangen, die Grundlagen ihres späteren Reichtumes und ihrer Macht."

„Das war, das ist nicht mehr, und wir müssen endlich lernen, mit den Wirklichkeiten zu rechnen."

„Das wäre ein feiges Aufgeben eines Kampfes,

der uns aufgedrungen wurde, und den wir ausfechten müssen."

„Ach, das wäre nicht feig, das wäre nur klug! Glaubt mir, diese Stadt ist die Opfer nicht wert, die sie von uns fordert. Wie eine böse Krankheit saugt sie an unserer Kraft. Ein Feind, der würgt und tötet, ohne daß man ihn fassen kann. Er hat starke und giftige Waffen: Den Typhus und die Weiber. Im Mai starb mein Schulkollege Rutter am Typhus. Der zweite Bekannte, seitdem ich in Prag bin. Wir können auch alle Tage daran kommen."

„Trink' halt kein Wasser," meinte Fleischer, „ist sowieso nicht gesund."

„Und die Weiber?" fragte Wieninski.

„Nun dafür sind wir alle drei, glaube ich, wohl Beweise ad oculos."

Fleischer und Wieninski platzten mit einem brüllenden Gelächter heraus.

Aber Horak fuhr unbeirrt fort: „Ganz abgesehen von denen, die am Saufen zugrunde gehen."

„Das ist überall so!"

„Nirgends so, wie hier."

„Hast recht, verbreite nur solche Ansichten, damit die wenigen Väter, die ihre Söhne noch nach Prag geben, sich's rechtzeitig überlegen können."

„Die Väter, die ihre Söhne nach Prag geben wollen, werden sie ruhig hergeben, denn ich werde meine Ansicht niemandem sagen. Und schließlich, irgendwohin

muß unser Überschuß an Kraft. Die Phönizier opferten ihre Kinder dem Baal, die Römer hatten ihren ver sacrum, den Germanen war es nicht wohl, wenn sie nicht wenigstens ein ganz klein wenig völkerwanderten und ein bißchen in ihre Gefolgschaften Löcher reißen lassen konnten."

„Na, na, na, übertreib' nicht!"

„Das macht alles der Brief vom Alten und der moralische Kater."

„Also, was soll ich denn mit dem Alten machen?" wandte sich Horak abbrechend an Binder.

„Schreib ihm, schreib ihm . . . irgend was — daß du dir irgendeinen kostbaren Schmöker aus der Universitätsbibliothek ausgeborgt hast und ihn hier zu Ende studieren mußt, weil du ihn nicht mitnehmen darfst."

„Das ist aber sehr einleuchtend."

„Ich weiß nichts Besseres."

„Na gut, wir wollen sehen."

Im Lichtkreis der Lampe erschien Horaks Gesicht seinem Freund klein und blaß und so ernst, wie er ihn noch niemals gesehen.

„Also, Servus, Horak!"

Er reichte ihm die Hand und verabschiedete sich von den beiden andern. Als er draußen über die hölzerne Galerie ging und noch einmal durch das Fenster in das Zimmer zurückschaute, sah er Horak noch immer ernst und starr vor sich hinblicken. Vor ihm standen Fleischer und Wieninski lachend und händefuchtelnd.

Vor dem Tor des Krankenhauses traf Binder auf Groß und Stiegl, die Horak besuchen wollten.

„Geht erst nicht hinauf. Horak ist heute nicht in der Laune, Besuche zu empfangen. Er ist furchtbar ernst."

„Was, was?"

Binder erzählte ihnen von Horaks Ansicht über Prag.

Groß und Stiegl fingen an zu lachen.

„Na, da geh'n wir lieber erst nicht hinauf. Ich hab' eh' Durst," sagte Stiegl.

„Durst is gut, aber kein Geld is schlecht."

„Ja, aber ich bin versorgt. Heut' hab' ich Geld bekommen. Hie und da denken die Alten doch an mich. Also, geht ihr mit?"

„Gemacht."

* * *

Es war das gewöhnliche Programm solcher Bummelabende. Singspiele, dann Gasthaus, dann Kaffeehaus. Als sie um zwei Uhr aus dem Café Continental gingen, kam die Abenteuerlust über sie. Eine wilde Lust und ein Wunsch nach Unerhörtem, Nichterlebtem oder wenigstens doch weit seitab Liegendem.

Groß schlug vor, eines der kleinen Beisel der Judenstadt zu besuchen und unter Dirnen, Soldaten und betrunkenen Nachtschwärmern bis zum Morgen zu bleiben.

Die anderen wußten nichts Besseres und folgten Groß' Führung. In dem Gewirr von Gäßchen mit stinkenden Tümpeln, dunkeln Ecken und löcherigem Pflaster, mit den rot verhangenen Kneipen und den schwarzen Haustoren, über denen bunte Laternen lockten, dachte Binder an Horaks Worte von der boshaften Heimtücke dieser Stadt. Die ganze Zwecklosigkeit dieser nächtlichen Zecherei, das Blödsinnige dieser endlosen Biergespräche fiel ihm schwer auf die Seele. Wozu das alles? Hatte er eine Freude daran? Hatten die anderen daran eine Freude?

Er begann sich über das betrunkene Lachen und Stolpern seiner Freunde zu ärgern und lachte und stolperte selbst mit ihnen, mit einem verzweifelten Gegensatze zwischen seinem Inneren und seinem Äußeren.

Groß blieb stehen: „Ganzes Armeekorps halt!"

Dann stieg er unsicher einige Stufen hinab und öffnete eine niedrige Tür.

Rauch und Gestank schlug ihnen in dicken, schweren Wolken entgegen. Man sah nichts, als einige formlose, dunklere Massen in dem fahlgelben, streifigen und wirbligen Dunst, der sich auf dem Boden wälzte. An den schmutzigen Tischen ringsum erkannten sie allmählich die Menschen der Prager wüsten Nächte, die verlotterten Weiber mit den frechen, müden Gesichtern und die Männer mit den lüsternen, versoffenen Augen, die den Verdienst einer ganzen schweren Woche in einer einzigen wilden, sinnlosen Nacht ver-

tun. Ein dicker, großer Mensch mit blaurotem Gesicht und blauroten Händen fragte nach ihren Wünschen. Sie setzten sich an einen Ecktisch und sahen sich etwas unschlüssig an. Der Wirt stand ungeduldig daneben und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Also bringen Sie drei Biere."

Die neuen Gäste hatten die Aufmerksamkeit der anderen erregt. An einem Tisch bei der Türe in das zweite Zimmer saßen drei Soldaten. Einer hatte den Waffenrock ausgezogen und saß da in Hemdärmeln und mit offener Brust. Die zwei andern stützten die Ellenbogen auf den Tisch und brüteten stumpfsinnig vor sich hin. Am anderen Ende des Tisches lag ein vierter, den Kopf auf den Händen, und schlief. Ein noch junges Weib mit zerstörten, gemeinen Zügen saß neben dem hemdärmeligen Soldaten, hatte den Arm um seine Schultern gelegt und hörte ihm zu, wie er ein halb schwermütiges, halb blödsinniges, tschechisches Volkslied sang.

Das Weib blickte starr auf die Studenten hinüber. Dann stieß sie den Soldaten an und deutete auf sie. Der Soldat unterbrach seinen Gesang und folgte mit einer Art von gehässiger Verwunderung ihrem Blick. Dann begann er wieder zu singen, lauter und wie herausfordernd.

Auch von den übrigen Tischen wurden den dreien finstere und bösartige Blicke zugeworfen. Sie waren wohl als Studenten nicht zu verkennen. Und der Wirt stellte ihnen die Biere mit einer mürrischen

Miene hin, als wollte er sagen: „Trinkt aus und geht, ihr stört hier nur die Gemütlichkeit."

Stiegl stieß Binder an: „Schau, wie das G'sindel 'rüberschielt. Und jetzt g'rade nicht." Ein hartnäckiger Trotz setzte sich in ihnen fest. Sie waren entschlossen, zu bleiben und Wirt und Gäste zu ärgern.

An einem entfernteren Tisch saßen einige Burschen. Sie riefen den Wirt zu sich und flüsterten mit ihm. Die Frankonen sahen, daß von ihnen gesprochen wurde. Der Wirt sollte sie hinauswerfen. Aber er zuckte die Achsel. Da sprachen die Burschen unter sich: so müssen wir uns selber helfen.

Die Frankonen saßen mit geballten Fäusten und sprungfertigen Gelenken.

Da öffnete sich die Tür, und ein Mann trat ein. Er ging geradeswegs auf ihren Tisch zu und fragte äußerst höflich: „Ist es erlaubt?"

„O bitte!"

Sie waren froh, eine Verstärkung erhalten zu haben. Der Mann war offenbar dem Wirt ebenso fremd wie ihnen. Er bediente ihn mit der gleichen mürrischen Unhöflichkeit.

Der Mann schien diese Grobheit des Wirtes nicht zu bemerken. Es war ein Fünfziger mit hoher Stirn und klaren, durchdringenden Augen. Diese Augen waren das Merkwürdige und Schöne in diesem häßlichen Gesicht.

„Die Herren sind Studenten?" erkundigte er sich.

„Ja, selbstverständlich!"

Der Fremde zeigte viel Aufmerksamkeit für die Verhältnisse in der Studentenschaft. Er stellte aber Fragen, denen man nur geringe Vertrautheit mit der gegenwärtigen Lage anmerkte.

Oft sahen sich die Frankonen bei seinen Fragen erstaunt an.

Es war ein seltsames Forschen nach lange versunkenen Einrichtungen, nach Burschenhäusern und Waffentragen und Dingen, von denen sie nicht einmal mehr aus Traditionen, kaum noch aus Büchern wußten.

„Ich kenne die Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts sehr genau," meinte er wie zur Erklärung, „und es interessiert mich, sie mit der Gegenwart zu vergleichen."

Also ein Gelehrter, dachten die Frankonen. Diese Leute kennen die Vergangenheit besser, als das Leben um sich. Sie haben den rückwärts gewandten Blick der Stillen und Abseitsstehenden. Aber es kam nicht die leiseste Spur eines spöttischen Überlegenheitsgefühls über sie.

Seit dem Eintritt des Fremden hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von ihnen abgekehrt. Es war, wie wenn sein gelassenes Wesen besänftigend und beruhigend auf die Leute wirken würde.

Die Soldaten beschäftigten sich wieder mit ihrem Bier und mit dem Weib. Sogar der Wirt stellte die nächsten Gläser nicht mehr mit der früheren Grobheit hin.

Es hing das vielleicht damit zusammen, daß sie

selbst für ihre Umgebung nicht mehr Augen und Ohren hatten. Allmählich war das Gespräch fast vollständig zu einem Vortrag des Fremden geworden. Er war wirklich ein vorzüglicher Kenner der Prager Begebenheiten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Forscher für Prager Geschichte, dachten sie.

Sie waren vollständig in den Bann dieses einseitigen Gelehrten geraten, der ihnen von Rudolf dem Vierten, von Kepler, Tycho de Brahe und dem dunkeln, abenteuerlichen Hofleben jener Zeit erzählte. Mit seiner gleichmäßigen, ruhigen Stimme sprach er zu ihnen. Er belehrte nicht, sondern erzählte wie von selbst geschauten, merkwürdigen Dingen und Abenteuern.

Dabei tranken sie ein Bier nach dem andern.

Und er erzählte ihnen von dem Tode Tycho de Brahes.

„Aber Tycho de Brahe wurde von Tag zu Tag schwerer und dumpfer in seinem Gemüte. Eine wilde Reizbarkeit wuchs in ihm. Alles in seiner Umgebung litt unter seiner Krankheit. Diese Krankheit war sein Heimweh. Ein brennendes Sehnen nach dem hellblauen, nordischen Sonnenhimmel, nach den fleckigen, herbstlichen Buchenwäldern und dem schönen, wilden Meer. Ein mürrischer Herrschergeist befiel ihn und zwang ihn oft zu wilden Ausbrüchen von Leidenschaft, wo er sanft und versöhnlich hatte sein wollen. So kam er mit Kepler in Streit, den er sonst so sehr liebte."

Der Fremde schwieg und schien einen Augenblick nachzudenken und sich zu sammeln.

„Tycho de Brahe hat Aufzeichnungen hinterlassen, die noch nicht veröffentlicht sind. Ich kenne diese Tagebücher und Berichte. Es sind vergilbte Blätter mit toten, starren Schnörkelbuchstaben, aber es bricht aus ihnen der lebendige Schrei einer gequälten Seele. Diese Stadt Prag lag dem Dänen schwer auf dem Gemüt. Aus den Tagebüchern ist zu ersehen, daß sie für ihn war, wie ein ungeheurer, ekelhafter, gleißender Wurm, der ihn in seinen Bannkreis geringelt hatte und nicht mehr los ließ. Er nennt diese Stadt ein lauerndes, heimtückisches Ungetüm."

Binder fuhr erstaunt auf. Nun bestätigte ihm nicht nur Horak, sondern auch der tote Tycho de Brahe, durch den Mund seines gründlichen Forschers, sein dumpfes Gefühl der Abneigung.

„Es war vielleicht der unbewußte Widerwille gegen das fremde Volk, in das der Däne da versetzt worden war. Freilich, der Adel bei Hofe, der war deutsch. Aber zu den Gassen und Plätzen konnte Tycho niemals Freund werden. Das niedrige Volk prägt den Häusern und Straßenecken seine Mienen auf. Und diese Mienen hatten so viel Gemeines und Abstoßendes für ihn. Wenn er in Kopenhagen durch die Straßen schritt, und sein Schatten in der Sonne immer vor ihm herlief, dann hatte er das Gefühl: diese Steine, diese Haustore, diese Erker sind mein, und ich bin der ihre. — Und hier war er im fremden Land auch im wärmsten

Sonnenschein. Kein einziger freundlicher Zug, kein vertrautes Hinneigen zu Häusern und Straßenecken. Tychos Krankheit wurde mit der Zeit immer ärger.

Einst hatte er einen Streit mit dem Kaiser. Und er war in seiner verbissenen Leidenschaftlichkeit so heftig geworden, daß er einen Schritt näher trat und die Hand hob — da griff der Kaiser nach seinem Stilett, das der mißtrauische und vorsichtige Mann immer neben sich liegen hatte. Tycho sah ein, daß ihn sein Zorn zu Unverantwortlichem hingerissen hatte. Er bat den Kaiser um Verzeihung. Und Rudolf verzieh ihm. Denn er brauchte ihn. Aber Tycho merkte, es war nicht mehr wie vorher. Der Kaiser war aus dem gütigen Freund zum Herrn geworden. Und Tycho fühlte sich beobachtet, auf allen Seiten belauert von den Kreaturen dieses seltsamen Monarchen, der alle Sonderbarkeiten seiner Residenz in sein Wesen aufgenommen zu haben schien.

Und auch die Umgebung merkte, daß der früher Allmächtige in der Gunst des Kaisers gesunken war. Man nahm sich gegen ihn heraus, was man früher nie gewagt hätte.

Eines Abends saßen die Herren vom Hofe beim Gelage. Die Damen hatten sich entfernt, und man überließ sich der höfischen Sitte des tollsten Saufens. Tycho merkte die Lässigkeit in dem Benehmen der Hofleute gegen ihn. Alles wandte sich Kepler, dem in der Gunstsonne des Kaisers neu erstrahlenden Stern, zu. Tycho trank in seinem verbitterten Groll einen

Becher nach dem andern. Er vertrug viel, aber an jenem Abend war's zu viel. Ein junger Günstling des Königs saß ihm gegenüber. Er war ein Kammerdiener gewesen und von niedrigster Herkunft, des Deutschen kaum gebrochen mächtig. Eine der unerklärlichen Launen des Kaisers hatte ihn in den Ritterstand erhoben und den Adeligen beigesellt. Man zog sich vor ihm zurück. Ritter Proskovec rückte nach. Man schwieg, wenn er sich nahte und ließ das Gespräch fallen, Proskovec nahm ein anderes auf. Endlich gewöhnte man sich an ihn, wie man sich an alle gewöhnt hatte, mit deren Erhöhung Rudolf in seinen boshaften Anfällen die Adeligen zu verletzen versucht hatte.

Proskovec saß Tycho gegenüber und betrachtete ihn unverschämt und unverhohlen mit höhnischen Blicken.

„Wie geht's mit den Sonnenfinsternissen in diesem gesegneten Jahr, weisester der Astronomen," sprach er den Gelehrten an.

Tycho antwortete nicht und leerte seinen Becher.

„Die große Sonnenfinsternis war wohl nicht von Euch vorausberechnet."

Tycho schwieg beharrlich.

„Dagegen war wohl alle Kunst der Himmelsschwindler machtlos, selbst wenn sie so groß war, wie die Eure."

Da sprang Tycho auf, faßte den Spötter am Halse und zerschlug ihm sein Glas auf dem Kopf in tausend

Scherben. Und er hätte ihn erwürgt, wenn man ihn nicht zurückgeriſſen hätte.

Proskovec forderte Tycho zum Zweikampf.

In einem ſtillen Seitenflügel des Hradſchin war ein leeres Zimmer, wo vor Zeiten ein Verwandter des Kaiſers geſtorben war.

Man hatte das Zimmer ausgeräumt und mit ſeinen Spinnweben und verſtaubten Ecken, fern von den bewohnten Teilen der Burg, war es ſo recht der Ort zum Ausfechten eines Kampfes auf Leben und Tod, wie es der zwiſchen Proskovec und Tycho werden mußte.

Tycho betrat das Zimmer mit dem Bewußtſein, daß er es nur ſterbend verlaſſen werde. Er hatte ein dumpfes Wiſſen: Du mußt als Opfer bluten.

Im zweiten Gang machte Proskovec einen ſchlangengleichen Ausfall, fiel auf die Knie, ließ Tychos Streich über ſeinen Kopf wegſauſen und ſtieß ihm ſein Schwert von unten in den Bauch.

Tycho ließ ſich auf ſeinen Turm zurücktragen, wo er ſeine Inſtrumente um ſich ſah. Er ließ ſeine Rohre, Sextanten und Uhrwerke an ſein Bett bringen und liebkoſte die immer glänzend geputzten Metallteile. Von dem Lager, auf dem er ſonſt nach durchwachten Nächten auf kurze Stunden geruht hatte, tropfte das Blut in ſchweren, ſchwarzen Klumpen herunter. Es war ein tödlicher Stoß. Ärztliche Kunſt war hier machtlos. Nicht einmal das Vorquellen des Blutes konnte gehindert werden.

Dann sprach er lange allein mit Kepler. Man sagt, daß er da sein bestes Wissen dem Schüler hinterließ.

Als es Nacht wurde, ließ er sich einen bequemen Sitz vor dem Okular des großen Fernrohres herrichten. In weichen Fellen vergraben, stöhnend und von unerträglichen Schmerzen geschüttelt, beobachtete er den Himmel. Seine wenigen Getreuen standen um ihn her.

Durch den Dachausschnitt der Sternwarte funkelten die Sterne in kristallenem Glanz. Der Orion stand breitbeinig gerade über dem Fernrohr. Zwischen seinen Beinen strahlte die Venus.

Plötzlich hob sich Tycho de Brahe in seinem Lehnstuhl hoch auf.

„Dort, dort!" flüsterte er heiser.

Kepler stürzte zu dem Glas hin.

Da reckte sich Tycho empor und stieß Kepler zurück.

„Nein!" röchelte er lächelnd.

Und lächelnd starb er.

Sein Geheimnis, das im letzten Augenblicke seines Lebens entdeckte Geheimnis hat er mitgenommen."

Der Fremde schwieg.

Die Frankonen sahen sich betroffen an und wußten nichts zu sagen. Erwachten sie aus einem Traum? Was ging sie schließlich Tycho de Brahe und sein

Geheimnis an? Eine Reaktion gegen den Bann dieser letzten Minuten machte sich in ihnen geltend.

In Binders Kopf wirbelte alles bunt durcheinander.

Der Wirt trat zu dem Tisch und klapperte mit den Schlüsseln. Das bedeutete: Zahlens- und Schlafenszeit.

Sie sahen um. Das Zimmer war leer. Sie waren die letzten Gäste . . . fünf Uhr.

Auf Binders Biertasse waren eine Unzahl Striche. Hatte er so viel getrunken?

Sie tappten nach ihren Winterröcken.

Als sie gezahlt hatten und gehen wollten, war der Fremde verschwunden.

Ohne Wort, ohne Gruß. Nicht einmal die Türe hatten sie gehen hören.

„Merkwürdiges Benehmen," brummte Groß.

Eine Fortsetzung

Binder lehnte sich an die Mauer und wollte ein wenig warten, bis seine Füße wieder richtig wären.

Die andern bemerkten nichts und gingen weiter. Ihre rauhen, heiseren Stimmen verklangen im Winkelwerk der nächsten Gasse. Endlich versanken sie Binder in einem großen Summen, das durch seinen ganzen Körper zitterte.

... Und dann ... plötzlich hatte er die Empfindung: Dieses Summen ist gelb und hat braunrote Streifen ... wie ein Tiger. Wie ein Tiger? ... Nein, wie ein Affe. Es klettert an den Nervensaiten auf und ab, wie ein Affe an seinem Käfigbaum. Und dabei hat es ein ... ein ... wie? eine ... ja, eine heimliche Untergrundsmelodie ... die geht in tiefsten Baßgängen ... aus einem Orgelpunkt heraus, wie im Rheingold, strahlend nach allen Seiten ... ja ... aber diese Melodie, so bekannt ... zum Teufel ... „O du lieber Augustin" — das ist's ... na, natürlich. Aber, wie war ihm denn das nicht eingefallen ... Aber ... das war lustig. Die braunen Streifen auf dem gelben Fell tanzten dazu wie die Tanzfiguren beim Instrumentenhändler ... „O du lieber Augustin" — aber dieses Summen — und auf einmal fährt der Affe vom Baum herunter, wie an einer Kletterstange und verbrennt sich die Hände. Ah, das tut weh ... Jetzt werden gleich

große Wasserblasen aufspringen. Der Affe steht vor Binder und schaut ihn an . . .? Kann er dafür? Die Figuren sind auch alle weg. Und nur der große Affe schaut ihn immerfort an. Ohne Aufhören. Fest, ganz starr. Und das ist ja gar kein Affe . . . das ist ein Mensch. Und schaut ihn durch und durch. So lästig, so unausstehlich, so bohrend. Er will . . .

Da reißt er die Augen auf, gewaltsam, mit äußerster Mühe.

Und vor ihm steht wirklich ein Mensch und schaut ihn an. Immerfort.

Er will aufspringen. Aber er liegt bleischwer an der Wand. Er kann nicht.

Er schämte sich furchtbar. Und das ärgert ihn. „Herr!" will er ihn anbrüllen.

Da reicht ihm der andere die Hand und zieht ihn ein wenig empor. Und es strömt ihm von dieser warmen Hand so eigentümlich Kraft in das Blut.

„Stehen Sie auf," sagte er, „es ist gleich sechs Uhr."

Da merkte Binder erst, daß es der Fremde ist, der aus dem Beisel, der Forscher im Prag des sechzehnten Jahrhunderts. Und er richtet sich ganz auf.

Der Fremde nimmt ihn unter dem Arm. „Gehen wir," sagt er, „es ist Zeit, daß wir beide nach Hause kommen."

Binder fühlt sich so unerwartet leicht, er kann ganz ohne Anstrengung gehen. Das Umkippen der Füße hat aufgehört.

„Aber warten Sie," meint der Fremde, „dort kommen Leute, die brauchen uns nicht zu sehen." Und er legt ihm einen Zipfel seines Mantels um die Schultern. Und Binder sieht erstaunt: der Mann trägt ja Samtwams, Seidenmantel, Strumpfhosen, die spanische Halskrause, den hohen Hut und den Degen des sechzehnten Jahrhunderts.

Ein kalter Strom läuft eisig durch seinen Körper. Was ist das? Ist das ein Maskenscherz? Oder ist das am Ende gar wirklich . . .? Er sieht den Fremden noch einmal an. Es ist der Mann, der vorhin beim Tische saß und von Tycho de Brahe erzählte.

Wie ein Blitz fährt's ihm durch den Kopf.

Er wirft einen Blick nach des andern Nase. Es fällt ihm ein, daß Tycho de Brahe einen Teil seiner Nase aus Gold hatte, weil sie ihm im Zweikampf abgeschlagen wurde. Und im Schein der nächsten Straßenlaterne sieht er . . . es ist so; fein gemodeltes Goldblech ersetzt das fehlende Stück.

Das ist Tycho de Brahe, ächzt etwas in seinem Innern.

„Ich bin es," sagt Tycho de Brahe einfach, wie wenn er es gehört hätte.

Binder schüttelt's, aber zugleich hat er ein tiefes Vertrauen zu dem Wesen neben sich.

Tycho zieht ihm seinen Mantel fester um die Schultern, und die Leute, die ihnen begegnen, sehen

sie nicht. Alle Frühaufsteher der Großstadt, Milchmänner mit ihren Hundekarren, Straßenräumer, Würstelweiber, sie sehen an ihnen vorbei und durch sie hindurch. An der Ecke steht ein Wachmann. Sie gehen an ihm vorüber, daß sie ihn fast streifen, er rührt sich nicht.

Ein Laternenanzünder kommt ihnen entgegen. Er trägt eine lange Stange und stößt in Tycho hinein. Aber die Stange kommt aus dem Körper wieder heraus, wie wenn sie nur einen dicken Nebel durchbohrt hätte.

Es ist die traurige Stunde des Tages.

Wenn die nachtfreundlichen Laternen ausgelöscht werden und noch kein Tag ist. Die Stunde, wo alle Dinge fröstеln.

Tycho de Brahe zittert.

„Drücke dich fest an mich," sagt er, „du bist so warm."

Sie kommen in die Nähe des Altstädter Platzes.

Über den dicken Massen von finsterem Nebel erhebt sich eine unförmige, schwarze Spitze — der Turm des Altstädter Rathauses.

Tycho de Brahe bleibt stehen und deutet über sich in den Nebel, durch den ein kleiner Stern funkelt. Wie ein fernes Licht in finsteren Wäldern.

Es ist zerfließendes, stilles Licht, das im Nebel schwimmt, wie an regnerischen Tagen Wasserrosen auf dem grauen Teichwasser schwimmen.

Nur einige lange Strahlen klettern herab zur Erde.

Der Nebel ist so dicht geworden, daß die zwei wie in einer Taucherglocke sind. Die Welt ringsherum abgeschlossen. Nur die zwei und der Stern.

Der seltsame, stille Mann und der Student und der ferne Lichtfunken, der sie mit seinen Strahlen durchdringt und durchtränkt.

Und Tycho de Brahe sagt mit leisem, feinem Lächeln: „Gegenwart, Vergangenheit und um uns mit ihrem leisen, grauen Mantel die Zukunft. Hier . . . hast du alles beisammen. Über uns, leuchtend und verheißend der Stern der Ewigkeit. Aber der graue Nebelmantel der Zukunft verhüllt die nächsten Dinge.

Wenn sich der Nebel hebt, und der Tag endlich beginnt, dann erkennst du diese nächsten Dinge wieder. Es ist da die Wand des Altstädter Rathauses und dort der Laubengang, unter dem fünf Leinwandhändler, ein Goldarbeiter, ein Buchhändler ihre Läden haben. Unter dem die Leute gehen, wenn's draußen regnet, und zwischen dessen Pfeilern die Obstweiber sitzen. Du kennst diese Dinge ganz genau und findest nichts Besonderes an ihnen, wenn sie die Sonne bescheint. Aber wenn die graue Nebelwand zwischen dir und ihnen steht, dann vermutest du geheime Ecken und Seltsamkeiten, ungeheuerliche Fratzen und unbekannte Löcher hinter dir.

Das ist die Zukunft.

Ein Vorhang, der dir bekannte Dinge verbirgt. Was dir der morgige Tag bringt, liegt schon in dir. Längst bekannt und hundertmal durchdacht — aber es ist neu für dich, durch die Art, wie es dich umfaßt, wie es dir entgegentritt. Denn wenn die Dinge aus dem Geist in die Sichtbarkeit treten, dann verändert sich ihre Art von Grund auf.

Warum ich dir das sage?

In den nächsten Tagen wirst du mir recht geben. Ich will dich vorbereiten, das, was kommt, zu sehen, wie ich es von dir will. Im Zusammenhang mit allen Dingen. Und auch als Teil von dir. Dein Denken bereitet die Zukunft vor.

Jeder Mensch bereitet seine Zukunft und jedes Volk die seinige. Und in noch anderem Sinne ist jeder seines Glückes Schmied. Dem Wollen, dem bewußten Zwang der Zukunft ist eine seltene Kraft gegeben. Es wälzt das Künftige in der Richtung des Wollenden. Eure Gelehrten haben diese Kraft erkannt. Doch nur in ihren letzten und lächerlichsten Ausläufern. In ihren Wirkungen auf den Menschen!

Aber schon unsere Zeit wußte von diesen Kräften. Und sie wußte mehr. Und noch mehr wußten die Weisen der Chaldäer. Eure Gelehrten übertragen ihren Willen nur auf den Menschen, und öffentliche Gaukler ziehen die Wirkungen dieser Kräfte zum bezahlten, lächerlichen Spiel herab. So aber zwangen sich die alten Völker ihre Geschichte durch ihren Willen.

Die ganze Geschichte ist ein Werk der stärker Wol-

lenden. Das heißt, der Stärkeren im Denken, der Tieferen im Gemüt.

Und was euch als Aſtrologia kindiſch und töricht dünkt, hat demnach tiefere Weisheit. Es iſt die Kraft des Wollenden auf die Geſtirne. Ein Hinaufverſetzen auf ferne Weltangelpunkte, ein Summieren ihrer Kräfte zu den unſeren, um ſo beſſer wirken zu können.

Aber das vermag erſt genau zu erkennen, wer ſelbſt frei vom Raume jene Geſtirne bewohnen darf.

Den Stern, den du dort oben ſiehſt, iſt mein Stern. Er folgt mir zu jeder Zeit, bereit, mich aufzunehmen, wenn ich will.

Und die ganze Sternkunde neuerer Himmelsſtationen mit ihren feinen Inſtrumenten und Rieſenfernrohren iſt nur etwas Äußerliches. Sie erkennt Raumweiten, Zahlen und Schwingungsverhältniſſe. Aber was weiß ſie von der Seele der Geſtirne.

Weißt du, was Tycho de Brahe ſah, in dem Augenblick, als er ſtarb? Er ſah die Seele der Sterne.

Das konnte er Kepler nicht hinterlaſſen. Denn das muß jeder ſelber ſehen. Da gibt es keine Lehrſätze und keine Zahlen."

Tycho de Brahe ſchwieg und zog ſeinen Begleiter weiter.

Leiſe dämmerte der Tag. Die Straßen füllten ſich mit Menſchen.

Tycho de Brahe aber ſchritt hindurch und hatte

seinen Mantel um die Schultern des Studenten gelegt. Niemand sah sie.

Bei der Marienſäule blinzelten einige ſchläfrige Dienſtmänner von ihren Handkarren herab müde in den Morgen. Sie gingen vorbei, quer über den Ringplatz.

Tycho bog in die ſchmale Straße zur Teynkirche.

Bei dem Seitenportal der Kirche blieb er ſtehen. Er ſtieg die Steinſtufen empor und ſtemmte die Spitze ſeines Degens gegen die Figuren der Türfelder.

„Das wollte ich dir ſagen! Beachte es oder beachte es nicht. Es lag mir ſchwer auf dem Herzen. Und noch einmal: jeder und jedes Volk will ſeine eigene Geſchichte durch ſeine inneren Kräfte. Leb' wohl!"

Zwiſchen zwei alten Weiblein, die zu gleicher Zeit zur offenen Tür herein wollten, ſchritt er durch, gerade und aufrecht und ohne ſich oder ſie zu ſtoßen.

In dieſem Augenblick verloſch plötzlich der Stern, der bis dahin am Morgenhimmel hell über ihren Köpfen geſtrahlt hatte.

Die große Kirchentür fiel donnernd ins Schloß und gab Binder einen furchtbaren Schlag vor die Stirn.

Ein ſtechender Schmerz. Und dann wieder ein unerträgliches Summen in ſeinem Kopf. Zugleich in ſeinen Augen ein ſtechender Schmerz, wie von einer unangenehmen Helligkeit.

Er riß die Augen weiter auf, und es war ihm, als ob er die schweren Lider erst aus unergründlichen Schächten hervorziehen müßte.

So schwer und langsam . . .

Und er merkte: jetzt erst machte er die Augen wirklich auf —

Er erwachte.

Bilanz

Er blinzelte in die Sonne, die behaglich ausgestreckt auf seinem Bett lag und überlegte.

Das heißt, er überlegte, soweit es sein schmerzender Kopf zuließ.

Was sollte das bedeuten?

Ein Traum, so barock, so deutlich und so bis zur Unvernunft vernünftig!

„Jedes Volk will seine eigene Zukunft!"

Wie eine Antwort auf unbewußte Fragen in ihm. Mit wem war er gestern beisammen gewesen? Mit Groß, Stiegl und dann mit dem Fremden. Oder war schon der eine Traumgestalt?

Kündigte dieser Traum etwas Großes an?

Wie war doch das Lied gewesen, das der hemdärmelige Soldat gestern gesungen hatte? Tra ra ra — tra ra ra i ri a.

Wo war das nur gewesen? Ja, in dem Beisel der Judenstadt.

Und der Mann? Tycho de Brahe! Er wußte von ihm nicht mehr, als was im Hannak für Obergymnasien stand.

Woher also diese Details?

Und überhaupt, wie war er ins Bett gekommen?

Und Tycho de Brahes Grab befand sich wirklich in der Teynkirche!

Ja! Aber wie war er ins Bett gekommen?

Eines stand vor allem fest. Er hatte einen furchtbaren Kater.

Die Wollenden

In der Verbindung war eine kleine Mißstimmung eingerissen.

Erstens war man überhaupt in diesen schwierigen Zeitläuften äußerst kriegerischer Natur.

Und zweitens war Horaks Blutbad etwas auf die Couleurnerven gefallen.

Als daher bei einem der nächsten Burschenkonvente Mederer wieder seine alten Schimpfregister über die „Saugegend" zog und erklärte, daß das Verbleiben in dieser Vaclavbude die Couleur herunterziehe, fiel alles über ihn her. —

Ob er wohl was Besseres wisse?

So gescheit sei man selber auch, daß man hier nicht lange bleiben könne!

Aber man dürfe die Frankonia nicht in Verlegenheiten stürzen; man wisse doch, daß man jetzt keine andere Bude bekommen könne.

Und überhaupt sei jetzt nicht die Zeit, Budenfragen zu erörtern, wenn Wichtigeres auf dem Spiele stehe!

Mederer belegte seine Ausführungen durch verschiedene, in seiner reizvollen Art vorgebrachte, Beispiele. Hier habe man Pech auf Mensur. Die Couleurbrüder kämen da moralisch herunter; siehe Horak!

Man tröstete ihn damit, daß alle Schuld sich auf Erden räche. Daß Horak schon hinter Schloß und Riegel des Krankenhauses sitze, und daß die Kellnerin

ihm wahrscheinlich bald folgen und so ihre tragische Schuld büßen werde.

Damit hatten Toni und Gidi, die bewährten Mediziner, wohl recht.

Als Binder am Abend des nächsten Tages nach seinem Tycho de Brahe-Abenteuer auf die Bude kam, wurde er mit einer Menge Neuigkeiten empfangen.

Der Mederer habe sich mit dem Gidi furchtbar gestritten, und beide seien wütend.

Der Vaclav habe heute in seines Lebens Unverstand mit betrübter Miene erzählt, daß die Marie so krank sei, und daß sie in das Spital gegangen sei — haha!

Und in Wien seien die Dinge aufs äußerste zugespitzt. Eine Katastrophe sei unvermeidlich.

Jeder hatte irgendeine Extraausgabe einer Zeitung in der Hand, aus der er interessante Sätze vorlas. Keiner kümmerte sich um den andern, und es war ein furchtbares Durcheinander.

Wo Binder den ganzen Tag gesteckt habe? fragte ihn einer so beiläufig.

Binder erzählte von seinem Riesenkater und vom gestrigen Abend — was er gerade davon für mitteilbar hielt. Er fragte, ob niemand wisse, wie er ins Bett gekommen sei.

Die Frage wurde mit geteiltem Aufsehen hingenommen. Stiegl und Groß erklärten, dies von sich selbst nicht zu wissen, geschweige denn von Binder.

Dann erkundigte er sich nach den Anordnungen

für morgen, für die Kundgebungsversammlung. Ob alles wisse, wann die Versammlung in der Aula sei. Ja — alles freute sich schon darauf. Da wollten sie schon ihre Entrüstung zeigen.

Vom Pauken war keine Rede.

Gegen neun Uhr riß der Fuchs Nietsche plötzlich die Türe auf.

Mit offenem Winterrock, flatterndem, weißem Atlashalstuch und mit einem Papier in der Hand stürmte er herein.

„Höchste Zeit, daß du kommst."

Nietsche blieb mitten im Zimmer stehen, schnaufte zweimal tief auf und rief dann: „Aus is, gar is, weg is er!"

„Wer denn?"

Aber Nietsche schwenkte sein Papier in der Luft und rief: „Aus is, gar is!"

„Aber mit wem denn?"

Stiegl riß Nietsche heftig das Papier aus der Hand. Es war die Telegrammausgabe einer Zeitung. Langsam las er mit seiner rauhen, kräftigen Bauernstimme: „Der Ministerpräsident hat heute nachmittag seine Demission eingereicht. Dieselbe wurde angenommen."

Ein Augenblick des starren Staunens, dann brach ein ungeheurer Jubel los.

Diese Leute, die sich sonst um Politik nicht kümmerten und die in den letzten Tagen die Zeitungen verschlungen hatten, waren wie von einem Bann erlöst.

Nun war der lastende Druck vorbei, sie konnten wieder ruhig und gemächlich die Tagesblätter liegen lassen. Mit der Beseitigung dieses Mannes waren alle Wünsche des Augenblicks erfüllt. Nun konnte doch die Zukunft nicht anders als schön sein.

„Aber was wird nun aus der Kundgebung?" Man hatte sich schon zu sehr darauf gefreut und sie zu sorgfältig vorbereitet. Nun wollte man sie nicht so ohne weiteres aufgeben.

„Da wird eine Freudenkundgebung daraus!"

„Und jetzt?"

„Jetzt spielen wir ein Freudenquodlibet!"

* * *

Am nächsten Morgen war ein reges Leben in dem alten Universitätsgebäude.

Überall frohe, hoffnungsfreudige Gesichter, eine kräftige Zuversicht auf ein Besserwerden. Man freute sich, daß man einmal beisammen war. Nun sollte auch die Versammlung zu einer achtunggebietenden Kundgebung aller Zukunftswünsche werden.

In dem menschengefüllten Vorhaus der Universität, in dem die bunten Anzeigekasten der Verbindungen und Vereine hingen, war ein unerträgliches Drücken und Stoßen. Die scharfe Ausdünstung der vielen Menschen, der Zigarettenqualm, das Schwirren der Stimmen machten die Luft über den hunderten von Köpfen zu einer dicken, breiigen Masse.

Irgend jemand verfiel endlich auf den glücklichen Gedanken, das hintere Tor zu öffnen. Die beiden schwerer Flügel klafften auf; und das Sonnenlicht quoll aus dem Hof in breiten Strömen in das halbdunkle Vorhaus, die dunstige Schmutzluft über den Köpfen zerreißend und vertreibend.

Eine frische Zugluft, die von der Gasse her durch die Vorhalle in den Hof strich, jagte die letzten Fetzen mit davon.

Unter seiner Türe stand der alte Hausdiener Wanke und sah lächelnd dem Gedränge da vorne zu. Etwas besser wurde es jetzt freilich. Die Massen ergossen sich auch jetzt in den kleinen Hof der Universität. Hier sah das Gebäude noch ehrwürdiger und älter aus, als von der Straße. Ansätze zu Spitzbogen, halb verbaute Fenster steckten hier in den Mauern. Und diese reizenden Ecken überall. Stilleben mit Schubkarren, Gießkannen und Kehrichtschaufeln.

Dann an einer Seite des Hofes eine eiserne Pumpe von moderner Einrichtung.

Zwischen den einzelnen Gruppen der Studenten die Ordner mit ihren künstlichen Kornblumen im Knopfloch, nachforschend, beaufsichtigend, aufklärend.

Endlich öffnete Wanke die hölzerne Gittertür.

Ein ungeheures Getrappel von Füßen auf den ausgetretenen Holzstiegen.

Die Gänge, die Stiegenhäuser füllten sich mit lachenden, streitenden, aufgeregten, glückseligen Menschen. Ein wonniges Stärkegefühl lag in ihnen allen;

das Gefühl, wie es in begeisterten Höhepunkten ein junges, stolzes Volk durchströmt.

Ein Ghibelline sprang in die Nische eines der großen Stiegenfenster. Ein junger, kräftiger Bursch. Bartlos und sehnig, wie eine Jünglingsgestalt Donatellos. Und wie eine der Gestalten des großen Meisters der Frührenaissance stand er in seiner Fensternische. Hinter ihm brach durch die staubigen Scheiben der Herbstsonnenschein und legte sich durch die Schmutzschicht der Fenster abgedämpft und weich wie ein Mantel um seine Schultern. Er riß die weiße Kappe vom Kopf und begann:

„Kommilitonen! Deutsche Volksgenossen! Was uns heute hier zusammengeführt hat, sollte eine Kundgebung gegen die unerhörten Vergewaltigungen werden, die man unserem Volke angetan hat. Wir wollten unseren Ruf erheben gegen einen dumpfen Druck, der uns zu Boden zwingen wollte und gegen die Gewalttaten, die diesen Druck ablösten, als man ihn empfand und seiner überdrüssig ward. Man hat auf die Geduld und den breiten Nacken der Deutschen gebaut. Aber endlich war diese Geduld zu Ende, wir schüttelten das Joch vom Nacken. Den Mann, in dessen Person sich eine uns feindselige und uns hassende Politik als in ihrer Spitze gegen uns richtete, haben wir zertreten. Und so ist unsere Kundgebung heute zu einem Freudenfest geworden. Was sollen wir noch weiter sagen, als daß wir in dem Feuer dieser Stunde unseren Mut und unsere Kraft stählen wollen. An

diese Stunde wollen wir uns zurückerinnern, wenn wir schwach und klein werden, wenn wir erlahmen im Kampf um unser Volk. Denn diese Stunde hat uns gezeigt, daß wir alles können, wenn wir nur wollen. An diesem Tage erkenne, du, mein deutsches Volk, deine Kraft. Drum Heil dir, du Siegfriedsvolk, du Erbe der Weltherrschaft! Heil!"

Ein Donnerjubel erschütterte das alte Haus. Zwischen den engen Wölbungen hallte das Geschrei mit verdoppelter Stärke und quoll breit und brüllend beim offenen Tore hinaus.

Draußen stand eine dichte Menge. Kopf an Kopf. Mit dem finsteren, bösartigen Ausdruck des geschlagenen, bissigen Kettenhundes. Der Umschwung des gestrigen Tages war eine arge Niederlage für das tschechische Volk. Nun kochte in ihnen ein wilder Zorn.

In die wühlenden, unterirdischen Fluten ihres Grolles fiel dieses Freudengeschrei wie ein schwerer, sonnenwarmer Stein.

Dieser Triumph der Feinde in ihrer Stadt; in ihrer Königstadt, in ihrer Krönungsstadt.

Aber drinnen schrie und lachte man durcheinander. Und nun erhob es sich über die Hunderte mit breiten, ruhigen Schwingen ... begeisternd ... fortreißend:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall ..."

In seiner einfachen Majestät stieg das Lied empor wie ein gotischer Dom, aufwärts weisend, mit sich emporhebend.

. . . Und wieder — und wieder . . .:

„Lieb Vaterland magſt ruhig ſein!
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein."

Und wieder wilde und brauſende Heilrufe.

Dann ſprang ein dicker, kleiner Teutone in die Fenſterniſche: „Aufbruch zum Frühſchoppen in der Schlaraffia! Bummel über den Wenzelsplatz!"

Aber von unten drang jetzt ein drohendes Murren herauf.

„Abzug! Abzug!"

„Was gibt's?"

„Ich weiß nicht, vor dem Tor —"

„Abzug!"

„Ja, was denn . . .?"

„Dort unten!"

„Polizei!"

„Abzug! Polizei, Abzug!"

Vor dem Tor der Univerſität hatten ſich ungefähr zwanzig Wachleute aufgeſtellt. Die Menge war bedrohlich angewachſen, und ein Schwirren war über ihr von verhaltenen Zornesausbrüchen und wilden Drohungen. Und die Wachleute ſuchten die Menge von der Univerſität abzudrängen und zu zerſtreuen.

Aber die Studenten nahmen die obrigkeitliche Beſorgnis übel auf.

„Was wollen die da?"

„Wir brauchen keine Polizei!"

„Abzug!"

Aus den Fenſtern des erſten Stockes wurden höh-

nende Bemerkungen auf die Wache hinuntergerufen. Noch schwieg die Menge vor dem Hause, aber der ungleiche Kampf zwischen den Studenten und der Wachmannschaft reizte sie noch mehr in ihrer Wut.

An einem langen Strick baumelte ein großer Hausschlüssel beim Fenster heraus. Mit tollen Sprüngen tanzte er auf und nieder, bald mitten zwischen die Federbüsche der Wachleute hinein, bald wieder hoch, bis zum Fenster hinaufgerissen. Dazu sang einer:

„Siehste woll, da kimmt er,
Lange Schritte nimmt er."

Und ein unbändiges Gelächter folgte. Aus einem anderen Fenster quoll plötzlich eine Wolke weißen Staubes. Eine Handvoll Mehl, die einer hinausschüttete.

Hier war noch harmlose Tollheit. Auf den Stiegen und in den Gängen begann es aber bitter ernst zu werden. Irgend jemand hatte das große Tor geschlossen. Und nun glaubte man, es sei eine Maßregel, die der Polizei das Eintreten verwehren solle. Also war sie schon nahe daran gewesen, es zu tun. Und man erinnerte sich an Wien und an die Auftritte, wie die Polizei in die Aula der Universität hatte eindringen wollen. Und von neuem ein rasendes Geschrei:

„Abzug! Abzug!"

Auf dem obersten Treppenabsatz erschien der Rektor.

„Pst! Pst! Der Rektor!"

Ein kleiner, gebückter Mann. Ganz weiß. Die

Augen hielt er immer geschlossen, und wenn er zuhörte oder sprach, wischte er unaufhörlich mit der Hand darüber.

„Pst! Der Rektor!"

Der Rektor wischte mit der Hand über das Gesicht, richtete sich ein wenig auf und öffnete die Augen:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für die musterhafte Ordnung, die sie bis jetzt bewahrten. Harren Sie weiter aus. Seien Sie stark und unbeugsam. Unser Volk muß endlich siegen. Und lassen sie die Polizei. Ich will selbst mit dem Kommandierenden sprechen, warten Sie bis dahin. Es ist nur ein Mißverständnis!"

„Heil! Heil!" Alles trat zurück.

Der Rektor schritt durch eine breite Gasse die Stiege hinab. Und die hellen, freudigen, halb zornigen Rufe nahmen kein Ende. Und dann begann jemand in einem greulichen Baß das „Gaudeamus" zu singen. Die Hunderte stimmten ein.

Endlich erschien der Rektor wieder: „Meine Herren! Sie können ruhig gehen! Es ist nichts. Man hat mir versichert, daß die Wache nur zum Schutz der Studenten aufgestellt wurde. Die Leute werden zurückgezogen werden. Und jetzt, bitte, gehen Sie!"

Da sprang der kleine Teutone wieder in die Fensternische: „Ja . . . wir gehen . . . zum Frühschoppen!"

„Bismarcklied! Bismarcklied!" riefen zwanzig Stim-

men zugleich. Und noch einmal begann die greuliche Baßstimme:

„Hast du dem Lied der alten Eichen
Mein deutsches Volk, nicht oft gelauscht ..."

Ein wunderbares Gefühl stieg in Binder auf. Ein seliger und seltener Stolz, eine sichere Freude. Neben ihm stand Mederer. Der arme Kerl hatte gar kein musikalisches Gehör. Aber er quetschte und bemühte sich fürchterlich. Einige quäkende Töne kamen zum Vorschein. Und in seinen Augen schimmerte es. Seine zitternden Finger suchten unten verstohlen Binders niederhängende Hand und drückte sie leise, aber fest. Binder hatte oft genug an diesem Bismarcklied gezweifelt. Ein schlechtes Gedicht ... eine schlechte Vertonung. Aber nun fühlte er, dies ist gleichgültig für den Begeisterten. Die Lieder des Tyrtaios mögen kunstlos gewesen sein, aber wirksam waren sie. Und gerade diese blinden Sänger, deren Lieder wie reißende Bergströme sind, wie das Blut der Erde aus klaffenden Felsspaltwunden, sind die Fortreißenden, die Begeisternden.

Mit den letzten Tönen schob sich die Spitze des Zuges beim Tor hinaus. Die Polizei hatte die Straße gesäubert und die Menge zurückgedrängt. Dichte Gruppen standen auf der entgegengesetzten Seite, kleinere Haufen zu dreien und vieren auch diesseits. Auf einem Prellstein stand ein Gassenjunge, hielt sich an dem Abflußrohr der Dachrinne und streckte unaufhörlich die Zunge heraus.

Die Wachleute hatten sich zerstreut und an die entfernteren Straßenecken gestellt.

Der Zug entwickelte sich in bester Ordnung. Unter dem Tor standen die Ordner mit ihren Kornblumen und ließen nur je zwei Mann hinaus. Zwischen der Menge der Finkenschaft erschienen, wie eingesprengt, die fest geschlossenen Gruppen der farbentragenden Verbindungen. Als die letzten das Tor verlassen hatten, schloß sich unauffällig ein Trupp von Wachleuten hinten zusammen.

In der nächsten Straße hielten einige berittene Polizisten. Auch diese schlossen sich hinten an. Seitwärts begleiteten grinsende und höhnende Pöbelgruppen den Zug.

Über den Wenzelsplatz ging es hinauf. In die Stephansgasse, ins neue Heim der Schlaraffia. Aber das Wirtszimmer erwies sich zu klein. Es gab keine Sitzplätze. Man wälzte Fässer herein und legte lange Bretter darüber. Es war zu wenig. Ein Drängen und Stoßen und kein Bier zu bekommen.

Man stand eine halbe Stunde herum, trat sich gegenseitig auf die Füße, entschuldigte sich höflich, lächelte verbindlich und trat dabei wieder jemandem auf die Füße. Endlich kam man zu der Überzeugung — hier ist es nichts.

Man setzte sich also wieder in Bewegung.

„Ins Deutsche Haus!"

Vor dem Wirtshaus drängten bis zum Gehsteig erbitterte, laut schimpfende Menschen. Sie versuchten

in den Strom der deutschen Studenten einzudringen, ihn zu zerteilen. Und es gelang ihnen zuweilen. Der Zug war nicht mehr fest geschlossen. In seine Lücken schoben sich fremde Gruppen. Aber sie zerschellten an den festen Keilen der deutschen Verbindungen. Sie tauchten in dem Strom unter, verschwanden, kamen an anderen Stellen wieder zum Vorschein, hinweggeschwemmt, verspült, auseinandergezerrt.

Kleine Jungen liefen vor den Füßen der Studenten her und spukten ihnen unaufhörlich auf die Schuhe. Ihre gellenden Pfuirufe stießen sich wie harte Metallspitzen in die Ohren.

Binder ging mit Mederer an der Spitze der Frankonia.

„Hm!" machte Mederer und sah den Freund an: „Heut' kann's noch gut werden."

„Glaubst du?"

„Wir kriegen noch Haue!"

„An Schmarrn!" brummte Stiegl von hinten zwischen sie hinein.

„Na, wir werden sehen!"

Vor dem Deutschen Haus war es wie ein Kriegslager. Die Mitte der Straße und der Gehsteig waren frei. Wachleute zu Pferde und zu Fuß drängten alles gegen die gegenüberliegenden Häuser. Höhere Polizeibeamte in Uniform empfingen Nachrichten und erteilten Befehle.

Der Zug war zusammengeschmolzen. Aber noch immer waren es einige Hundert.

Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Ein kalter Wind machte sich auf. Die Studenten mußten lange im Hofe des Deutschen Hauses warten. Es war kein Raum groß genug für diesen ungeheuerlichen Frühschoppen.

Endlich brachte man den Schlüssel zu einer Sommerhalle.

Der Saal war groß und kalt und ungemütlich. Die Stimmen widerhallten in dem ungeheizten Raum. Man saß im Überzieher beim Bier und fror trotz aller zündenden Reden.

Um halb zwölf Uhr erschien der Rektor und der Dekan der juridischen Fakultät. Freudig erregte Begrüßung, Heilrufe, Dank für die Begrüßung, ein donnernder Salamander auf den Rektor, ein donnernder Salamander auf den Dekan, Trinksprüche usw. Es war alles wie sonst bei solchen Anlässen.

Doch diesmal lag hinter all dem ein heißes Schwingen der Seele, das seltsam die Bierstimmung und das Lärmen durchzitterte. In der Freude über den großen Sieg eine dumpfe Vorahnung von klirrenden Fensterscheiben und dem Gebrüll einer rasenden Menge.

Man sandte Telegramme an die Studenten von Wien und von Graz und an die deutschen Parteien des Reichsrates.

Gegen zwei Uhr erhob man sich.

Die Frankonen rüsteten zum Aufbruch. Da kam jemand von draußen herein — schreckensbleich, in höchster Aufregung.

Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich im ganzen Saal: Karolen sind vom Volk überfallen worden. Ganze Haufen ziehen in den Straßen herum und lauern den Studenten auf.

Ein zorniger Trotz kam über alle.

„Lächerlich! Wir werden schon durchkommen."

Nein, versicherte man, es wird alles überfallen, was eine farbige Kappe trägt. Überall, in allen Straßen, stehen Posten des Pöbels. Und Wachleute sind nicht zu sehen.

„Na, so bleib'n wir halt da," meinte Stiegl, „bis der Rummel vorbei is."

„Ja freilich," fuhr der inaktive Bursch Toni auf, „sich fürs Vaterland besaufen! D'raus wird nichts. Das schaut aus, als ob wir uns fürchten täten. Wir gehen ruhig nach Haus. Fest geschlossen. Da werden wir sehen, ob sie 'rankommen."

„Wird nicht so arg sein. Aber wir können ja fragen. Da kommt der Pinkas."

Pinkas, der Kneipschwanz der Frankonen, kam herein — schreckensbleich und verstört wie die anderen Boten.

„Pinkas, daher! Na — was ist denn eigentlich?"

„Fürchterlich, fürchterlich, fürchterlich!"

„Wirklich!"

„Das Ende der Welt! Revolution! Alle Deutschen werden erschlagen.“

„Na, na!“

„Sechzehn Karolen sind tot! Zweiunddreißig Thessalen schwer verwundet!“

„Aber, Pinkas! Die Thessalen haben acht Mann!“

„Ja, freilich! Aber mit Weib und Kindern ... zweiunddreißig ... sag' ich euch!“

„Also, jetzt im Ernst. Ist's arg?“

„Freilich!“

„Können wir nach Haus gehn?“

„Nein!“

„Pinkas, du bist ein Feigling!“ erklärte Toni, „wir gehen, allenfalls hauen wir uns durch und fertig!“

„Also vorwärts!“

„Wieviel sind wir?“

Binder zählte ab: „Acht Mann!“

„Genügt!“

Eng zusammengeschlossen kamen sie auf den Wenzelsplatz. Hinter ihnen einige Finken, die ihren Schutz genießen wollten.

Der ganze, ungeheure, sanft ansteigende Platz lag öde vor ihnen. Kleine Gruppen nur hie und da, in erregtem Gespräch.

„Na also,“ lachte Stiegl, „natürlich ... der Pinkas is ein Wurzenkaiser.“

„Wart' nur! Wirst schon sehen! Schau dort, bei der Mariengasse!“

Wo die Mariengasse auf der linken Seite des Wenzelsplatzes mündet, staute sich eine schwarze Menschenmenge. Ein unaufhörliches Gewoge um die enge Öffnung der Gasse. Ein Johlen und durchdringendes Pfeifen.

„Dort is was los!"

„Wahrscheinlich haben sie dort jemanden in der Arbeit."

„Jetzt kommen sie über uns," jammerte Pinkas.

„Pinkas, Affenkasten, halt's Maul!"

Die Frankonen schwenkten auf die rechte Seite des Platzes hinüber. Vielleicht kämen sie doch durch. Sie hätten sich auch rechts in die Gassen schlagen können. Dort schien es still und menschenleer. Die Balgerei in der Mariengasse schien alles an sich gezogen zu haben. Aber sie verschmähten es, sich feige davon zu schleichen. Jetzt wollten sie den Rückzug mitten durch die Feinde erzwingen.

Schon waren sie in der Mitte des Wenzelsplatzes. Die Mariengasse mit der Volksmenge blieben hinter ihnen zurück.

Pinkas geängstigtes Schnauben ging schon in ein ruhigeres Atmen über.

Plötzlich war hinter ihnen ein wütendes Geschrei. Man hatte sie bemerkt. Einzelne deuteten hinter ihnen her, und die Straßenjungen hatten sich schon in Bewegung gesetzt.

„Na also! Jetzt fest zusammenhalten und nicht

reagieren! Auf Beschimpfungen nicht antworten und nur wenn geschlagen wird — zurück, aber kräftig!"

Im geschlossenen Haufen ging's weiter.

Das Gebrüll hinter ihnen steigerte sich. Binder wandte den Kopf. Es war ein unheimlich prächtiger Anblick. Diese ganze, tosende Volksmasse wälzte sich auf sie zu. Es war keine Masse von einzelnen mehr, es war selbst wie ein Tier mit hunderten von Köpfen und einem Willen; wie ein ungeheurer, schwarzer Schlangenleib kroch es am Boden. Und in dem kleinen Häuflein der Frankonen war es jetzt, wie wenn feine Nervenfäden von einem zum anderen ein leibliches Empfinden vermittelten. Auch sie waren ein Körper geworden, von einem Willen belebt. Und es war in ihnen das Gefühl des Bändigers, wenn er in den Käfig des wilden Tieres tritt. Eine kalte Ruhe, im Innersten zitternd und fest in den Händen. Eine Art von unerschütterlicher Wirkung, ein seelischer Zwang, dem sich das Tier unterwirft.

Und das Kunststück des Bändigers gelang. Ihr gleichmäßiges Vorwärts, nicht zu schnell und nicht zu langsam, nicht um einen Grad anders als zuvor, verblüffte und gewann ihnen Zeit.

Die Spitze der Volksmasse erreichte sie schon nach einigen Sekunden. Aber sie rückte nicht näher. Immer blieb derselbe Abstand zwischen den letzten Frankonen und den vordersten der Feinde.

Nur seitwärts schoben sich lange Zungen an ihnen vorüber und ihnen vor, so daß sie bald umringt

waren. Doch auch hier lag eine trennende, leere Zone, wie eine Hülle von Unverletzlichkeit um sie.

Binder war mit Stiegl und Mederer zurückgeblieben. Die drei schlossen den Zug. Unerträglich lang dehnten sich ihnen die Sekunden. Es waren nur wenig hundert Schritte bis zur gegenüberliegenden Häuserreihe, und es war, als ob sie sie nie erreichen könnten.

Sie kamen an einer Fuhre vorüber. Kein Kutscher, keine Pferde. Ein ganzer Wagen voll Mörtel und Ziegelbrocken, wie zum Werfen eigens hingestellt.

„Aufpassen, jetzt kommen Steine," knurrte Mederer.

Ein unangenehmes Gefühl stieg in Binder auf. Als ob jemand von hinten nach seinem Hals griffe.

Da schlug auch schon ein Stein Stiegls Kappe vom Kopf. Auch Binder traf ein Stein. Stiegl hob die Kappe auf und ging ruhig weiter. Sie sahen nicht um.

Jetzt hatten sie auch schon den Gehsteig erreicht. Die Menge erhob ein Geschrei, grell und mißfarben, wie aus den Kehlen von Urmenschen. Die Vordersten wandten sich nun gegen sie um, und wollten sie hindern, auf den Gehsteig zu gelangen. Es entstand ein Aufenthalt. Hinten drängten sie nach und in einem Augenblick war ein wirrer Knäuel.

Plötzlich riß jemand dem Fuchsen Groß die Kappe vom Kopf und lief davon. Binder sah nur, wie

ein zweiter danach langte, und da stieg ihm das Blut zu Kopf. Ein kurzer Aufzug mit seinem schweren, bleigefüllten Ebenholzknüttel, und dann sah er eine rote, klaffende, blutüberströmte Wunde vor sich. Aber er fühlte die Kappe wieder in seiner Hand. Und nun — ein Aneinanderprallen von Leibern, Schläge auf Kopf und Hals. Binder hieb kurz und taktmäßig seinen schwarzen Bummler immer in das Gewühl hinein.

Aber da wurde es lichter um ihn. Er war schon ins Gedränge geraten. Einer hatte seinen Bummler und suchte ihn ihm zu entreißen. Ein hartes Klappern auf dem Pflaster sprengte die Leute auseinander.

Reitende Polizei!

Und hinterdrein, aus der Mariengasse, quer über den Platz, im Laufschritt, Wache zu Fuß.

Mit der flachen Säbelklinge in die Massen hinein. Aber kaum hatte sich das Volk von dem ersten Schrecken erholt, drängte es wieder heran und zwischen den Pferden durch. Doch da waren auch schon die Wachleute zu Fuß heran. Ein Polizeikommissar hieb zu . . .

„Wie ins Kraut," lachte Stiegl belustigt.

Binder sah sich um, zwei von den Frankonen fehlten.

„Wo sind denn die?"

„Ja, wo sind die hin?"

„Die sind dort im Haustor verschwunden."

„Meine Herren, schnell," drängte der Polizeikommissar, „sie müssen durch die nächste Gasse davon. Wir sperren die Gasse so lange ab, bis sie weit genug sind."

„Vorwärts!"

Die reitende Polizei setzte sich in Bewegung und ritt auf den Eingang der nächsten Gasse zu. Der Polizeikommissar so schnell als möglich hinterdrein.

„Laufschritt!" kommandierten die Wachleute.

Die Frankonen liefen aber nicht. Die Wachleute konnten die Menge kaum zurückhalten und warfen wütende Blicke auf die Studenten.

„Müssen's denn Sie die Kappel tragen," schnauzte sie einer an.

„Geben's die Kappel weg," ein anderer.

Da waren sie endlich am Ende des Wenzelsplatzes. Eine breite Straße führt zwischen dem Museumsbau und dem Platz in die Vorstadt Weinberge.

Die berittenen Wachleute hielten in kleinen Zwischenräumen nebeneinander. Die Frankonen drängten sich zwischen zwei Pferden durch und lüfteten die Kappen gegen den Kommissar.

Hinter ihnen brandete das Geschrei der Menge gegen den Polizeizaun. — Immer ein Mann zu Fuß zwischen zwei Reitern deckten sie den Abzug.

„Was jetzt?"

Reumann schlug vor: „Zu mir auf die Bude. Und jemand holt für uns alle Hüte."

„Dort steht eine Droschke."

„Also einsteigen," rief Toni, „zwei fahren in meine Wohnung und bringen alle auffindbaren Philisterdeckel zu Neumann."

„Wer fährt?"

Binder trug sich an.

„Wer noch?"

„Stiegl, komm mit."

„Gemacht!"

„Aber Geld!"

Gidi quetschte aus seinem Hosensack einen zusammengeknüllten Fünfer hervor.

Binder und Stiegl stiegen ein: „Vorwärts, Morangasse Nr. 1."

Es war eine tolle Fahrt durch die Stadt. Überall Ansammlungen von Menschen, durch die der Wagen im schärfsten Tempo durchbrechen mußte. Der Kutscher hatte vorhin mit angesehen, wie man einen Wagen, in dem ein deutscher Student saß, zum Stehen brachte, ihn umstürzte, den Studenten hervorzog und greulich mißhandelte. Der Wagen wurde aufgerichtet, und der Student stieg ein. Und wieder wurde der Wagen umgestürzt, und von neuem stürzten sie sich über ihn.

Der Kutscher fuhr gut. Nach kaum einer Stunde waren sie wieder bei Neumann. Die Ausbeute an Hüten war bedeutend. Besonderes Aufsehen erregten ein Zylinder und ein etwas beschädigter Strohhut. Jetzt konnten sie wieder auf die Gasse.

Binder trat vor die Haustüre. Hinter ihm die

anderen, etwas unsicher, wie man auf neues Eis geht. Mit aller Vorsicht und dem Mißtrauen vor tückischen Löchern.

Ob man sie erkennen würde?

Der Zylinder und der beschädigte Strohhut waren wohl etwas auffällig. Aber schließlich ... 'raus.

Es war doch lächerlich.

Und sie traten in die fremde und feindliche Luft. Über dem Schwirren der aufgeregten Massen war etwas wie scharfe und spitze, nadelfeine Töne. Von weiter Ferne herüber das Klirren zerbrechender Fenster, zerschmetterter Glasscheiben.

Kräfte

Bis in die späte Nacht saß Binder am offenen Fenster.

Seine Wohnung war im dritten Stock. Ein Haus im oberen Teil der steil ansteigenden Rubischgasse. Von seinem niedrigen Fenster aus sah er auf den Bahnhof. Lange Reihen von Lichtpunkten, spitz zulaufend. In der Dunkelheit fehlte die Perspektive. Die Reihen von Fünkchen stellten sich wie aufrechte Pyramiden vor ihn hin. Dazwischen schlüpften dann bewegliche Lichter durch, wie Kerzen, die man an einer Schaukel befestigt hat. Fahrtsignale. Dann Pfeifen und Rasseln, Keuchen und Schnarchen von Lokomotiven und Wagen. Aber alles entfernt, klein, niedlich, spielzeughaft.

Es war warm und trocken geworden. Ein Wetter zu Straßenkrawallen. Binder konnte also am offenen Fenster sitzen.

Über der Stadt, gegen den Wenzelsplatz zu, lag der Schein der elektrischen Lampen. Und mit dem beleuchteten Dunst vermischt, stieg das Geschrei der Menge empor, wild fordernd und gierig, in einem häßlichen grauen Gelb, wie schmutziger, träger Rauch.

Was bedeutete dieser Aufstand, diese Prügelszenen, dieses Fenstereinschlagen? Vorerst wohl nur einen ganz gewöhnlichen Tumult, in dem sich die Enttäuschung Luft machte.

Vor Bosheit aufbrüllend, zerschlug dieses Volk seine liebsten Spielsachen. Sein goldenes Prag, sein caput regni, war in wenigen Stunden der Tummelplatz wilder Horden geworden. Mit der Unvernunft des Kindes alles zerschlagen, zertreten, von nichts wissen wollen — das war das erste Bedürfnis des grausam enttäuschten Volkes. Dann aber auch — zu zeigen: wir lassen uns nichts gefallen, wir schlagen alles kurz und klein, wenn man uns nicht unseren Willen tut. Und drittens, ein nagendes Gefühl des Neides. Diese Deutschen — die Hunde, immer zu Boden geworfen und immer wieder in neuer Kraft empor. Diese Kulturarbeit, wozu brauchen wir deutsche Kulturarbeit, schmeißt ihnen die Fenster ein.

Ein neues Anschwellen des Schreiens und des rasselnden Klirrens zerbrechender Glasscheiben.

Aber diese ganze Kinderpsychologie war wohl nur das allernächste. Darüber hinaus war noch mehr. Diese kleinen Krawalle, so nahe sie auch den Beteiligten an den Leib gingen, was waren sie schließlich in der Kette der Ereignisse? Einige Tage alle Spalten aller Tagesblätter voll von Telegrammen aus Prag. Dann wird der Rummel im Sande verlaufen. Einige tausend Fenster werden leer in die Straßen glotzen. Die Glaser werden wieder sehr viel Arbeit haben. Und unsere deutschen Hausbesitzer werden wohl den Verdienst den Glasermeistern übertragen, deren Lehrjungen am Tage vorher selbst die Fenster eingeworfen hatten. Und dann wird alles wieder sein, wie vorher.

Nach einigen Jahren werden die Beteiligten sich wohl selbst nur mehr wie durch einen grauen Nebel erinnern. Und es wird alles vergessen sein.

Und man wird das vergessen, woran diese Tage nur eine Mahnung sind. An den ewigen Kampf alles Slaventums gegen die deutsche Kulturarbeit. An diesen Kampf, der nie stille stehen kann, so lange es Ungleichheiten der Völker gibt. Und so lange das deutsche Volk in sich die Kraft fühlt, die Welt zu beherrschen und sie schon beherrscht, da sein Geist sich über sie ergossen hat.

Und darüber hinaus.

Ein Symbol des Kampfes überhaupt. Des Kampfes als Wesen aller Dinge. Binder lächelte. Und da war er also glücklich bei Heraklit. Und von dem alten Griechen her dämmerte ihm die Einsicht der Gleichheit alles Erkennens.

Und sollten sie die Reibungsflächen mindern? Sollten sie vorgeschobene Posten verlassen, um sich den Kampf zu erleichtern. Was sollte hier Horaks nüchterne Weisheit.

Wieder — Brüllen und Klirren vom Wenzelsplatz.

Binder stand auf und reckte sich. Die Stuhllehne knackte unter seiner Faust.

Sein Zimmer lag im matten Dämmerlicht der Lampe. Auf dem rotsamtenen Sofa ein braunpapierenes Paket mit Kappe und Band. Der einfältige Waschkasten. In der Ecke ein Übungsschläger. Der Tisch mit dem gehäkelten Überzug. Darauf aufge-

schlagen: Neumayrs Erdgeschichte. Er trat näher. Eine Erdkarte der Jurazeit.

Gerade an der Stelle, wo Prag liegt — die böhmische Insel. Oder ist's ein Stückchen weiter? Schon im Jurameer? Das kann Binder auf der kleinen Karte nicht entnehmen. Und kein Ringelchen mit dicker, roter Farbe bezeichnet den Ort des einzigen Prag, des caput regni. Er dachte an den Kampf der Jurameere. Und an die Gewalten, die Hunderte der riesigen Fischeidechsen in den Schlamm von Solenhofen begruben.

Draußen, im Zimmer der Quartierfrau, klappern Messer und Gabel.

Jemand öffnete die Vorzimmertür: „Guten Abend."

„Guten Abend!" sagen die Wirtsleute.

Stiegl tritt ein: „Servus!"

„Wo warst du?"

„Im Café Continental."

„Hast du so viel Geld?"

„Wir haben den alten Herrn Figdor getroffen, der hat uns mitgenommen."

„Was ist los?"

„Der Teufel ist los. Auf dem Altstädter Ring war große Versammlung. Dann Demonstration auf dem Wenzelsplatz. Hrom a Peklo. Auf dem Graben in verschiedenen Geschäften die riesigen Spiegelscheiben auf Trümmer. Dann haben die Herrschaften endlich schnell die Geschäfte gesperrt. Vom Continental war eine wunderbare Aussicht. Die ganze Straße schwarz.

Dazwischen dann Polizei. Und das Gesindel fortwährend mit Stöcken und Fäusten gegen die Fenster hinauf."

„Wenn das Continental nicht im ersten Stock wär', wären die Fenster auch schon hin."

„Kommt auch noch dran. Das ist mit heute nicht zu End'. Der Abraham war im Café und hat erzählt, beim Theater soll eine Mordshetz gewesen sein. Da haben's die Fenster und die Glastüren eingedroschen. Und im Theater eine Menge Weiber. Die waren in Todesangst. Und dazu eben auf der Bühne die Lucrezia Borgia."

„Na, und . . ."

„Auf dem Wenzelsplatz Leut' bis tausend. Vielleicht zehntausend Menschen und beim Palais Aehrental haben's alle Fenster eing'schlagen. Zum Theater ist Militär ausgerückt und hat die Kampeln vertrieben. Warum die nicht auch den Wenzelsplatz haben a bissel freimachen lassen. Die reitende Polizei kommt allein nicht auf. Drein feuern, zwei — dreimal und gut wär's. Aber unheimlich ist's draußen. Auf zehn Schritte riechen sie unsereinen. Und die Augen. Ich bin durch Seitengassen gegangen."

„Hast du unsere Leute gefragt, was wir mit der Bude machen sollen? Vielleicht überfallen sie uns und rauben uns aus."

„Na, gefragt hab' ich nicht. Ich glaub', die verlassen sich da alle auf dich."

„Na, is recht."

Stiegl setzte sich seufzend auf den großen, schwarzlackierten Holzkoffer neben den Ofen und begann die Stiefel auszuziehen. Dann zerrte er den einen Socken ab. Plötzlich hielt er inne:

„Is noch ein Tee da?"

„Ja, im Papier oben auf'm Ofen."

Stiegl stieg auf seinen Koffer und langte den Tee herunter: „Brr, der schaut aus."

„Warum denn, der is doch heut früh erst das dritte Mal gekocht worden."

„Na ja! Zucker hab'n wir keinen. Rum auch nicht."

Dann holte er den Spirituskocher vom Kasten, goß aus dem Waschkrug Wasser in den blechernen Teetopf und zündete den Spiritus an. Die Flammen züngelten um den blau emaillierten Topf in einem wirren, verlangenden Tanz. Als ob sie gern wachsen wollten und zu ungeheuren, langen Feuermälern werden, die das Haus und die Straße und die Stadt fressen könnten. Und Stiegl stand dabei, in den nicht mehr ganz reinen Unterhosen, mit den bloßen, roten, verdrückten Füßen, dem langen, rotblonden Bart und dem breiten, gutmütigen Gesicht mit den funkelnden Brillengläsern. Er schaute mit behaglichem Schmunzeln den blauen Flämmchen zu und hob manchmal den Deckel ab.

Und in diesem Augenblick erkannte Binder die ganze Kraft und Fähigkeit seines Volkes.

„Na, Sakra Haxen, das dauert."

Ein dumpfes Lärmen und Schreien drang vom Wenzelsplatz herüber. Zwei kurze Knalle, wie wenn auf dem heißen Ofen Kastanien platzen, erschütterten die Scheiben des Fensters.

„Hoho!" lachte Stiegl, „mir scheint's, die schießen."

Und Binder mußte mitlachen; denn er wußte, keine Schüsse und kein Geschrei konnten eine Kraft und Zähigkeit besiegen, die sich behaglich schmunzelnd im kalten Zimmer aus dem vierten Aufguß eines schlechten Tees ein Nachtmahl bereitete, während draußen eine wilde Hetze gegen alles Deutsche los ging und zwischen dem beleuchteten Dunst und dem Schreien der Menge der kurze, scharfe Knall von Schüssen aufstieg.

* * *

Am nächsten Morgen war das Volk bald wieder an der Arbeit. Als Binder und Stiegl über den Wenzelsplatz abwärts gingen, sahen sie einen großen Auflauf beim Aehrenthalschen Palais. Die Menge umdrängte eine Leiter, auf der ein Mann stand. Mit kräftigen Hammerschlägen trieb er ein Stemmeisen unter die schwarzgelbe Straßentafel des Hauses. Kurze Stöße hoben die Tafel von der Wand. Dann warf sie der Mann zu Boden. Ein Jubelgeschrei über das Sinken der Tafel. Man balgte sich um sie, und endlich trug sie einer im Triumph davon. Ihm nach ein ganzer Schwarm von Müßiggängern und Straßenjungen.

In den Straßen bis zur Vaclavbude überall Gruppen von zehn bis zwanzig Burschen, die johlend die ganze Breite der Straße erfüllten und alles vom Gehsteig stießen. Dann standen wieder einige beisammen und flüsterten wie Verschwörer. Binder wollte auf die Bude. Er wollte nachfragen, ob niemand verdächtige Anzeichen eines Sturmes bemerkt habe. Und es war nicht ohne Gefahr, durch die ganze Stadt zu gehen. Überall finstere Blicke, Köpfezusammenstecken und laute Drohungen. Jeden Augenblick konnte es neuerdings losgehen.

Auf der Bude trafen sie Vaclav in hellster Verzweiflung.

Was denn das sei, daß niemand komme? Er habe gestern umsonst gewartet, bis jemand kommen würde. Nichts. Niemand. Und er habe eine furchtbare Angst ausgestanden. Abraham sei heute dagewesen und habe ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht. Ob denn heute abend niemand kommen werde. Freilich, in der Not denke jeder an sich selbst.

Binder wußte, wie Vaclavs Jammer zu stillen war und bestellte Biere.

Vaclav wurde freundlicher. Wie ein Sonnenblick auf einem düsteren Wasserloch leuchtete es auf seinem Gesicht.

Ob sie auch was essen möchten?

Nein . . . oder ja — Vaclav wurde noch freundlicher — was denn da sei.

Gulasch, Beuschel, Schinken, Knackwurst mit Essig und Zwiebel. Also ein Gulasch.

„Und mir ein Beuschel!" meinte Stiegl.

Vaclav stürzte in die Küche. Nach zwei Minuten aber kehrte er zurück und kratzte sich am Kopf.

„Ich — hab' ich vergessen. Marie is ja nicht zu Haus!"

„Und die Frau?"

Die sei auf Besuch gegangen. Zur Tante um die Ecke. Weil sie sich so fürchte, so wolle sie fragen, ob sich die Tante auch fürchte.

Ob also ein Schinken da sei?

Vaclav stürzte wieder in die Küche. Nach drei Minuten kam er zurück und kratzte sich am Kopf.

Na!

Der Schinken ... Die Frau habe den Schlüssel zum Speisekasten mitgenommen.

Also was denn?

Knackwurst mit Essig und Zwiebel.

Stiegl und Binder stießen sich an. Sie kannten ihren Vaclav schon. Mehr wie Knackwurst mit Essig und Zwiebel gab's niemals. Alles andere waren nur schöne Aushängeschilder.

Vaclav kramte auf dem Fensterbrett herum, auf dem die Herrlichkeiten dieser einzigartigen Gastwirtschaft standen. Binder sah auf der Bude nach. Da standen alle die massigen Möbel, die breiten Tische mit dem eingeschnitzten Zirkel, die schrägbeinigen Sessel und die ungeheuren Kästen für Pauk- und Wichssachen.

Gegenüber der Türe die große Tafel vom Dreißigjährigen. Und alle die hundert Dummheiten und Kleinigkeiten, an denen man sich freut — man weiß nicht warum. Die Biertonne mit dem alten Fuchsmajorschweif darüber. Und die Wappen alter und neuerer Freimaurerorden in der Verbindung. Binder sah auf dem Kasten oben die Unmasse von alten Widmungskrügeln stehen, verstaubt und schmutzig. Krüge aus Steingut, Terrakotta, Glas, Zinn — niemand kümmerte sich um sie. Das Zeug war unbequem und schwer zu reinigen. Man trank viel lieber aus einfachen, glatten Gläsern. Aber noch immer beschenkten sich Leibfuchs und Leibbursch zu Weihnachten mit den unmöglichsten und absonderlichsten Gefäßen: Münchener Kindeln, die in einen Rettig beißen, während im Hintergrund die Türme der Frauenkirche aufsteigen, lachende, pfeifenrauchende Studenten mit Bändern in den Verbindungsfarben, Krüge aus Birkenrinde, furchtbar germanisch und unpraktisch, Neger, die sich den Bauch halten und so weiter. Leibfuchs und Leibbursch dankten einander gerührt und tranken während der Weihnachtskneipe mit selig-saueren Gesichtern in den unmöglichsten Stellungen aus dem wunderbaren Geschenk. So lange der offizielle Teil der Kneipe dauerte, hielt man das aus. Beim Beginn der Exkneipe tauschte man die Krüge mit erleichtertem Gesicht gegen die Gläser des Wirtes aus — „damit das schöne Krügel nicht zerschlagen werde" — oder . . . je nachdem.

Am nächsten Tag dann bezogen die Krüge das Ausgedinge auf dem Kasten. Und dort verstaubten sie. Nur hier und da ärgerte sich noch irgendein ordnungswütiger Budenwart über das „G'raffelwerk" und über die „blöde Herumdedizierei".

Und nächstes Jahr hatte die Krugversammlung auf dem Kasten wieder Zuwachs. Wenn nicht bei Übersiedelungen, Aufräumereien und sonstigen Elementarereignissen immer einige Stücke den Weg alles Irdischen gegangen wären, so hätte das Lager ins Unendliche zugenommen.

Es war eben Herkommen, sich mit Krügen zu beschenken. Und wenn man auch manchmal das Unsinnige, Überflüssige in alle dem Hergebrachten einsah, so mochte man sich doch nicht von ihm trennen. Und Binder sah ein, es gab mehr solche Bierkruggeschichten in dem Studentenleben.

Erkennen und innerlich darüber hinaus wollen — das war alles. Aber losreißen und sich körperlich davon trennen — das war keiner imstande.

Und wie Binder die überflüssige Schar von Krügen auf den Kästen oben betrachtete, diese unnützen Dinger, die nur den Platz verstellten — da tat es ihm doch leid, wenn er dachte, daß sie vielleicht heute noch durch die Fenster auf den schmutzigen Hof hinausgeschleudert und zertrümmert werden sollten.

Stiegl riß die Tür auf: „Was machst d' denn da?"

„Ich komm' schon."

Vaclav hatte eines seiner rot-weißen Tischtücher ausgebreitet und das Gabelfrühstück darauf gestellt. Das Tischtuch mußte er in der Eile aus irgendeiner Ecke hervorgezogen haben. Es war ganz zusammengeknüllt und dunstete feucht nach verschüttetem Bier. Auf den roten und weißen Vierecken in angenehmer Abwechslung Überreste von Russen und kleinen Gulaschbrocken, mit einer trockenen, braunen Kruste an das Tischtuch geheftet, Stücke von Brot und kleine mit Eigelb kunstvoll angeklebte Trümmer von Eierschalen. Auf zwei kleinen Tellern gondelten einige Wurstscheiben und Zwiebelstücke in einer trüben, scharfriechenden Tunke.

„Bitte, soll ich vielleicht noch Käseln geben?"

Und Vaclav sprang diensteifrig zum Fenster. Unter einer Glasglocke schwamm auf einem Teller eine verdächtige, breiige Masse mit einigen festeren Bestandteilen. Vaclav hob den Sturz auf. Ein schneidender Geruch quoll hervor.

Binder wehrte hastig ab: „Genug, genug."

Nun war Vaclavs Ehrgeiz befriedigt. Jetzt kam die Angst wieder hervor. Aber nicht mehr kurz, atemlos, fast keuchend wie vorhin, sondern mehr mit dem Gruseln eines Kindes, dem beim hellen Ofen Gespenstergeschichten erzählt werden, mit dem fast behaglichen Genuß eines, der sich sicher weiß.

Was das gestern für ein Skandal gewesen sei. Den ganzen Abend hätten Leute um das Haus herum gelauert. Wahrscheinlich auf Studenten. Aber nicht ein Gast sei gekommen. Das wäre ihm sehr leid

gewesen. Aber recht lieb. Sonst hätte einer leicht totgeschlagen werden können. Aber heute abend sei ein Überfall sicher. Abraham habe es ja gesagt. Ach Gott, ach Gott! Kein Unglück komme allein. Zuerst Franto tot, dann Horak abgestochen, dann Marie krank und jetzt — diese Geschichten.

Binder dankte Vaclav für seine Anteilnahme an Horaks Geschick.

Vaclav erklärte, daß er dieses Unglück mit uns fühle.

Wir wußten, Vaclav fühlte immer mit der betreffenden Verbindung. Mit der Thessalia, wenn er mit Thessalen sprach, mit der Albia, wenn er sich mit Alben unterhielt. Und so weiter.

Dann erkundigte er sich eingehend nach Horaks Befinden. Und was ihm eigentlich fehle.

Stiegl erklärte Vaclav Horaks Leiden als eine linksseitige Verrenkung des Herzbeutels. Vaclav hörte mit offenem Mund zu.

Da kam Abraham. Er war ganz bleich und atmete in schweren Stößen. Auf der Stirne standen ihm große Schweißtropfen.

„Also, morgen könnt's Ihr Eure Sachen auf der Straße suchen."

„Na, na."

„Gott soll mich strafen, wenn es nicht wahr is."

„Aber, geh!"

„So wahr ich leb'. Jetzt bin ich gegangen auf der Straße, da haben hinter mir a paar Buben ge-

sprochen vom Vaclav und von euch und von heut abend und von Staner und Knüttel. Und dann hat mich aner gesehen und auf einmal waren sie still. Und wie sie an mir vorbei sind, hat sich einer umgedreht und hat mir auf den Rock gespuckt. Da!"

Und Abraham zeigte ihnen auf dem schäbigen Kragen seines Winterrocks einen nassen Fleck.

„Abraham! Was kostet die Lebensrettung?"

„Mach keine Witze."

„Du bist ein Gefäß voll kostbarer Salben, eine Bundeslade voll Edelmut."

„Was? a Edelmut? Ich hob' kane Zeit zum Edelmut und ka Geld zum Edelmut? Ihr werdt's mir schon wieder in besseren Zeiten zu verdienen geben."

„Ich verspreche dir feierlich, du bleibst Hof- und Staatsfaktotum."

„Der Abraham muß doch die Vaclavbude retten," meinte Stiegl, „schon wegen dem Olymp und seinem Tapper."

„Aber, was wird denn sein," wimmerte der Vaclav, „wenn Sie wieder nicht kommen. Die schlagen ja alles zusammen."

„Wir kommen!"

„Ich bin ruinierter Mensch!"

„Aber wir kommen ja."

„Alles is hin."

„Wir kommen bestimmt."

Der Vaclav hörte zu winseln auf: „Sie kommen wirklich?"

„Ja.“

„Na, dann is gut.“ Und er war schon vollständig getröstet. Als ob damit alles gerettet wäre.

Die Sonne kam hinter den grauen Wolken des Morgens hervor und loderte zwischen die wackligen Dächer und schmierigen Mauern hinein, mit einem kühnen Strich über die Käseglocke auf dem Fensterbrett hinüber und mitten auf den Tisch zwischen die Wurstteller und Bierkrüge. Auf dem gläsernen Salzfaß brach sich ihr runder Fleck in tausend Ecken und streute leichte, goldene Flöckchen umher, wie eine frohe Verheißung.

Fahnenwache

Nachmittag hatte Stiegl in Tonis Wohnung die Farbenbrüder von dem geplanten Überfall verständigt.

Es war schon Abend, als er nach Hause kam.

„Du, es schaut gar nicht schön aus. Es wird immer unheimlicher. Diese Gesichter, die man da sieht. Alles Gesindel aus den Vorstädten ist hervorgekrochen. Heute war den ganzen Tag keine Ruhe. Aber abends geht's wieder fest los."

„Kommen unsere Leute auf die Bude?"

„Ja."

„Also, vorwärts."

* * *

Es war gegen sieben Uhr, als sie zur Bude kamen. Bei dem jüdischen Bethaus, ein Stück weiter oben in der Straße, trafen sie eine Kompagnie Jäger, Gewehr bei Fuß. Überall knirschten Glastrümmer unter ihren Schuhen, die vergitterten Fenster hatten durch die seltsam zackigen Glasscherben hinter den Eisenstäben ein nervöses, tolles Aussehen bekommen. Sie merkten, daß man der Synagoge einen Besuch abgestattet hatte.

Vaclav war schon wieder in Todesangst gewesen. Schon sieben Uhr und noch niemand hier. Um neun Uhr erwartete er den Höhepunkt der Krawalle und den Überfall auf das „Kreuzl".

Um halb acht Uhr trafen Toni, Gidi und noch einige Frankonen ein. Auch einige Alben und Theſſalen gingen durch das Schankzimmer auf ihre Buden.

Vaclav wedelte einigemal um Binder herum, bis er endlich herausbrachte: es wäre doch vielleicht gut, wenn ſie ſich alle zuſammentun wollten. Mit den Theſſalen und Alben wären ſie doch eine Menge Leute und könnten ſich leichter . . .

„Und ſo weiter," unterbrach Mederer, „ſagen Sie den Herren, daß wir einverſtanden ſind."

Binder ſtaunte über Mederers Entſchloſſenheit und Unbekümmertheit. So ganz ohne B. C.-Beſchluß ein Zuſammenſitzen mit Alben und Theſſalen.

„Ach was," meinte Mederer, „jetzt iſt die große Not."

„Ein großer Notausgang für uns alle wäre nicht übel, wenn's ſchief geht."

„Aber, Stiegl! Au!"

„Na, macht's beſſere Witze, wenn ihr könnt's."

Einige Theſſalen und Alben kamen mit den Biergläſern in der Hand von ihren Buden. Man ſtellte ſich gegenſeitig vor und dann ſetzten ſie ſich an einen Tiſch.

Was man Neues wiſſe.

Man wußte eigentlich ſehr wenig. Es ſtellte ſich heraus, daß die meiſten den Tag über gar nicht ausgegangen waren.

„Die haben eine feine Witterung für unſereinen," meinte der dicke Hormayr, Horaks Gegenpaukant;

„ich kann mich anziehen, wie ich will, so haben s' sofort heraus, wer ich bin."

„Na, mit deiner Tiefquart wirst du dich doch nicht für einen aus 'm Alumnat ausgeben wollen."

„Sonst freut's einen ja, aber jetzt ist das g'rad a bissel ärgerlich. Auf Mensur 'rumprügeln, na ja, da hat's an Sinn. Aber sonst will ich a Ruh haben. Was nutzt mir das ganze schöne Gelenk, wenn die Kerln mit Ziegelsteinen dreinfeuern. Und dabei ganz ohne Unparteiischen und Sekundanten."

„Haben Sie auch Ziegelsteine bezogen?"

„Na und wie." Und Hormayr erzählte, wie er über den Wenzelsplatz gegangen war. Er zitierte: „Ich ging am Platze so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn." Da seien aber wie wilde Tigertiere einige hundert Menschen auf ihn losgestürzt . . .

„Ganz unser Fall," sagte Gidi.

. . . und er habe in das erste beste Haustor flüchten müssen. Dieses brave Tor sei gerade das Tor des Aehrenthalschen Palais gewesen. Er habe schnell von innen den Riegel vorgeschoben und darauf zu seinem Vergnügen gehört, wie man von draußen die starken Pfosten vergeblich bearbeitete. Auch habe es ihn mit tiefer Bewunderung erfüllt, daß die brüllende Menge trotz aller Aufregung doch kaltblütig und sicher genug gewesen war, um alle Fensterscheiben des ganzen Palais mit Steinen zu treffen. Jedesmal habe er einen Stoß empfunden, wenn wieder ein Klirren und ein

Freudengeheul ineinander schlugen. Darauf sei eine Art Hausmeier erschienen, der sich bei ihm bedankt habe, daß er seinem geringen Haus die Ehre des Martyriums verschafft habe. Er danke sehr, aber er dürfe seine Güte nicht länger in Anspruch nehmen, er wolle ihn nicht weiter belästigen und öffne ihm also die Tür zur Heimkehr. Hormayr aber habe erklärt, er habe nichts dagegen, bis zum Ende des elementaren Schauspiels hierzubleiben. Darauf habe sich der Hausgeneral zufrieden gegeben, und Hormayr habe bis zum Einbruch der Dunkelheit sich zu diesem Aufenthalt herabgelassen.

Er unterbrach sich: „Es muß doch in der Zeitung stehen. Vaclav, wo is die Zeitung?"

„Heut' is keine. Der Mann war nicht da."

„Den werden sie erschlagen und ausgeraubt haben."

Die Tür ging auf.

„Guten Abend!" sagte der Fuchs Nietsche.

„Natürlich zu spät, lieber Nini."

„Aber natürlich mit der Zeitung."

„Her mit der Zeitung!"

„Ausschnaufen lassen!"

„Nix. Her da!" Stiegl riß Nini die Zeitung aus der Hand.

Hormayr entfaltete das Blatt. „Aha! Ich bitte!"

„Richtig! Richtig!"

„Aber es steht der Name nicht dabei."

„Macht nichts. Mich erkennt man doch an der Tiefquart."

„Also, meine Herren," begann Nietsche wieder, der schon zweimal versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen.

„Na, was denn?"

„Es geht drunter und drüber!"

„Neuigkeit! Sonst nichts?"

„Na, genug an dem. Jetzt kommen die Spezialfälle. Ich war Nachmittag im Caféhaus und hab' mir den Rummel angesehen. Wie ich nach Haus komm', erzählt mir die Wirtin, es waren Herren da, drei fremde Herren. Die haben mit mir sprechen wollen. Ich hab' mich gewundert, wer das sein kann. Aber jetzt hat mir's der Hausmeister erzählt. Zwei Häuser weiter ist ein Teutone überfallen und in seiner eigenen Wohnung halb krumm geprügelt worden. Der Besuch war mir auch zugedacht!"

„So weit ist's also schon!"

„Da hört sich verschiedenes auf!"

„Sakra Hazen!"

„Morgen fahr' ich auch fort! Das vertrag' ich nicht," vollendete Nini.

„Wenn du morgen noch am Leben bist," brummte Mederer boshaft.

„Na vielleicht! Sei so gut! Ich hab' doch keine Zündhölzeln geschluckt."

„Das nicht. Aber heute abend ist große Vorstellung. Wir bekommen Besuch — hier, auf der Bude. Gleich wird's losgehen."

„Das is sehr angenehm."

„Gelt!“

„Und da sitzt's ihr so ruhig da. So tut's doch wenigstens Waffen vorbereiten.“

„Woher denn?“

„Na, aus unseren Mensurarsenalen. Ein paar scharfe Klingen den Kerlen um die Köpfe.“

„Er hat recht. Wenn er recht hat, hat er recht!“ nickte Stiegl bedächtig.

Die Thessalen und Alben waren einverstanden und gingen auf ihre Bude.

Die Frankonen räumten ihren Paukkasten aus und zählten ab, was sie Brauchbares hatten.

„Grad'aus zehn Mann, und sechs Stulpen, mit den ganz zerfetzten acht, vier Plaströner, sechs Masken,“ zählte Mederer, „also teilt euch drein.“

Sie verteilten die Waffen unter sich.

„Diese Masken sind ganz gut gegen Steine und die Stulpen gegen Stockhiebe.“ Stiegl hatte sich über den struppigen Kopf eine alte zerbrochene Eisenmaske gestülpt, der die starken Drähte und breiten Bänder von allen Seiten wegstarrten. Er nahm einen Schläger bei der Klingenspitze, wirbelte den schweren Korb durch die Luft und fletschte die Zähne. Er sah grauenhaft aus.

„So?“ fragte er, indem er noch einmal den Korb um den Kopf drehte.

„Nein. Da könnte es dir im Handgemenge aus der Hand gerissen werden. Wir ziehen scharfe Klingen ein und dann — bumms — auf die Köpfe. Wenn

sie sehen, daß wir bereit sind, so kommen sie vielleicht überhaupt nicht in die Nähe."

Die scharfen Mensurklingen wurden aus dem Klingenkasten hervorgeholt und sorgfältig in die Körbe eingepaßt. Es waren zehn prächtige, schneidige Waffen.

Dann zogen sie die Rüstungen an und kamen im langen Zug in das Gastzimmer zurück.

Die Thessalen und Alben waren auch schon da und saßen wie eine Reihe von Kriegsknechten hinter ihren Gläsern.

„Panzerreiter in der Schenke," bemerkte Toni.

Die Kampfgenossen begrüßten sich mit herzlichem Lachen.

Es sah auch sonderbar aus, diese staubigen, zerfetzten Paukfachen in der fremden Umgebung. Diese ungeschickten, bärenmäßigen Bewegungen, wie sie von den dicken Wulsten und unförmigen Wattierungen erzwungen wurden.

Und mit diesem Lachen verflog auch das seltsame Rieseln über den Rücken, das sie während des Anschirrens in eine dumpfe Beängstigung versetzt hatte. Es war das Bewußtsein: es wird heute Ernst und deine Klinge, die du eben mit Sorgfalt einziehst, färbt in einer Stunde rotes Blut. Aber ganz anders als sonst auf der Mensur. Nicht in einem fröhlichen, freien Kampf, in dem Sieg und Unterliegen gleich ehrenvoll und schön ist, sondern in einem Kampf aufgewühlter Leidenschaften, aus den Abgründen der Seele

heraus. Und du kannst in einer Stunde einen Toten vor dir liegen sehen.

Aber jetzt lachten sie und mit den ungelenken Armen stießen sie die Gläser zusammen. Nun war die Kugel im Rollen. Von weichlichen Gedanken keine Spur mehr.

Die „Männer mit der eisernen Maske" — der Volkswitz hatte diese Bezeichnung sofort gebildet — legten ihre Stierköpfe hinter sich und tranken mit. Und wie sie sich so ansahen und lachten, da sahen sie schon das alte, fröhliche Leuchten in ihren Augen, die Freude an Gefahr und Kampf.

Die Wanduhr schlug neun.

Einige fuhren ein wenig zusammen.

Vaclav stand schon den ganzen Abend kreidebleich in der Nähe der Türe. Heute kam niemand um Bier und Vaclav hatte Zeit. Er horchte fortwährend auf den Hof hinaus. Der Schlag der Wanduhr traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er öffnete ein wenig die Tür und steckte den Kopf hinaus. Neun Uhr! Jetzt mußten sie kommen. Und vom Hof mußten sie kommen. Den anderen Eingang hatte er im Einverständnis mit den anderen gesperrt.

„Vaclav, mach die Tür zu, Schweinepelz," brüllte Hormayr, „es zieht."

Dann zog er mühsam einen Revolver aus der Rocktasche und legte ihn auf den Tisch: „Für den alleräußersten Notfall," sagte er. Zwei Alben zogen ebenfalls ganz neue, blitzende Revolver hervor und legten sie vor sich. „Das waren die letzten. Der

Waffenhändler hat heute schon fünfunddreißig Stück verkauft," sagte der eine.

Es war wie in einer Räuberhöhle. Zwischen den Biergläsern die Revolver. Die scharfen Klingen hielten sie zwischen den Knien und sahen sich lachend an.

Der Zeiger an der Wanduhr rückte vor. Und es befiel sie wieder die Ungeduld der Erwartung. Nun? Kommen sie oder kommen sie nicht?

Vaclav stand an der Tür und horchte auf den Hof hinaus. Plötzlich winkte er. Und augenblicklich Totenstille. Die Fäuste fuhren nach den Schlägergriffen. Ein leises Klirren der Klingen.

Draußen hörte man Schritte. Jemand ging über den Hof. Dann hielten die Schritte. Jetzt beobachteten die Feinde die Fenster. Und nun das scharfe Rauschen von rasch ausgelassenem Wasser.

Vaclav öffnete die Tür und sah hinaus. Zugleich sprang Stiegl zum Fenster.

„'s is jemand beim Kanalloch," erklärte er. Und Vaclav rief ins Zimmer zurück: „Frau Kratochwil hat Wasser ausg'schütt'."

„Na, jetzt wird's mir zu dumm," meinte Hormayr, „wann man sich irgendwo beinahe offiziell zum Besuch ankündigt, so kommt man doch. Das ist doch unanständig."

Vaclav hatte draußen eine kurze Besprechung mit Frau Kratochwil gehabt. Nun kam er zurück und erklärte, daß draußen einzelne Leute und kleine Gruppen herumständen. Sonst sei nichts zu sehen.

Und es war schon halb zehn.

Vielleicht war es doch nichts. Abraham hatte in der Angst wohl was gehört, was niemandem eingefallen war, zu sagen.

Vaclav stand wieder auf seinem Posten.

Groß erzählte eine etwas längliche, sehr verworrene und sehr besoffene Kontrahagegeschichte mit einem Oberleutnant von der Landwehr. Groß war kein bedeutender Redner, seine Erzählungen purzelten immer über ihre eigenen Füße, er verwickelte sich in den einfachsten Dingen auf eine schauerliche Weise. Dann mußte ihm jemand zu Hilfe kommen und die Schlußfolgerungen ziehen, an denen sich Groß vergeblich abmühte, oder die Schlußwitze erzählen, auf die er sich niemals erinnern konnte. Dann stimmte Groß mit seinem gutmütigen Lachen bei und drehte sich den langen, großartigen Schnurrbart: „Ja, so ist es." Seine Prüfungen, zu denen er mit unermüdlichster Ausdauer schon seit Jahren zu studieren vorgab, hinderten ihn nicht, eine ungeheure Hinneigung zu Damenbekanntschaften zu empfinden. Und das Hervorragendste an ihm war auch die Sammlung von Abfuhren, die er sich im Lauf der Zeit bei solchen Gelegenheiten geholt hatte. Nun hatte er ein sehr inniges Verhältnis mit seiner Quartierfrau, der Gattin eines lungenkranken, buckeligen Schneiders . . .

„. . . und wie er bei mir vorübergeht, so schau ich mich nach ihm um. Ich bin mit dem Rücken gegen ihn gesessen und neben mir der Pohl, und dann

waren noch zwei Reisende in dem Extrazimmer. Die Kellnerin ist schon weg gewesen, weil sie jemand aus dem vorderen Lokal gerufen hat, und ich hab mir gedacht, da muß ich doch schauen gehen. Da ruft mich aber die Wirtin und sagt mir: Herr Groß, ist denn das wahr, daß ihre Schwester sich verlobt hat. Das ist nämlich ein so miserables Nest . . . wenn ich in der Spitalgasse erzähl', daß ich morgen wieder nach Prag fahr', so kommt mir schon die halbe Stadt auf dem Hauptplatz entgegen und verabschiedet sich von mir. Wenn ich mit der Grete bös war, so hat mir's am nächsten Tag meine alte Tante in der Leupoldgassen erzählt . . ."

„Also, wie der Oberleutnant bei dir vorübergeht," fiel Stiegl ein, „so stoßt er an deinen Sessel an."

„Ja, und ich schau mich nach ihm um, aber er sagt nichts und geht weiter. Dann bleibt er bei einem Tisch stehen. Dort sitzt der Marl Pollack und spielt Karten. Der Marl Pollack hat damals g'rad eine Riesensau g'habt und hat fort g'wonnen. Das war interessant . . ."

„Bscht, bscht!" winkte Vaclav herüber.

„Die Frau Kratochwil is wieder beim Kanalloch!" sagte der zweifelsüchtige Hormayr.

Aber die anderen fuhren auf, und die Fäuste schlossen sich wieder um die Schlägergriffe. Diesmal kamen die Schritte näher und jetzt — über die hölzernen Stiegen hinauf . . .

Es waren müde, langsame, fast schleppende Schritte.

Und jetzt . . .

„Servus, Horak!“

„Ja, wie kommst du her?“

„Na, so was, so ein Todkranker.“

Horak lächelte matt zu der erregten Begrüßung. Er sah noch immer elend aus, aber in seinen Augen war etwas, wie wiederbeginnende Kraft. „Ich hab' es nicht länger ausgehalten.“

„Was?“

Er setzte sich und schwieg. Dann begann er:

„Der Rummel, der Lärm . . . es war furchtbar. Auf den Straßen ein Johlen und Schreien. Und wir in unserem Zimmer ganz ohne Nachricht. Das blöde Herumgerede von den Wärterinnen. Nur noch verwirrter wird einer davon.“

„Da seid's Ihr durchgebrannt?“

„Unsere Grazien waren natürlich neugierig. Sie waren in einem andern Zimmer. Irgendwo vorne mit Gassenaussicht. Kein Mensch zu sehen. Auf einmal fangen der Fleischer und der Wieninski an, sich anzuziehen. Stiefel, Rock, Winterrock. Wohin? Raus, sagen sie. Was, davon? frag' ich. Ja, wir halten's nicht aus, sagen sie. Nee, ich auch nicht, sag' ich, ich geh auch mit. Mach' keine Dummheiten, sagen sie. Lächerlich, es wird schon gehen, sag' ich. Und so weiter, sagen sie, und so weiter, sag' ich. Dann drängen wir uns beim Portier durch. Eine Menge Menschen im Haustor. Niemand sieht uns. Und jetzt bin ich da.“

„Und wie hat's dir in der Stadt gefallen?"

„Lieblich! Die lateiniſche Grammatik hat einen hübſchen Vers dafür:

Nötig, nützlich, angenehm,
Paſſend, ähnlich, nah und leicht,
Bekannt, freudig, treu."

„Stilvoller Blödſinn!" ſagte Mederer.

„Aber ſchaden wird dir das Aufſtehen doch" — Toni verſteht ja doch was von der Medizin — „haſt du denn ſchon die Nadeln draußen?"

„Ja! Was noch im Kopf drin is, kannſt du mir 'rausnehmen."

„Wird nicht ſo viel ſein!"

Binder betrachtete Horak genau. Nein, das war nicht Kraft, was in ſeinen Augen lag, das war fiebernder Trotz. Er fühlte, es war nicht Überſchwang, ſichere Ruheloſigkeit des Geneſenden, ſondern Pflichtgefühl. Die Vaclavbude zog ihn zu ſich.

„Und wie biſt du durch die Stadt gekommen?"

„Langſam!"

„Und man hat dich nicht erkannt?"

„Nein, ich habe mitgebrüllt, wo gebrüllt wurde."

„Wirſt doch keine Pflege haben!"

„Es geht mir ſchon ſo weit, daß ich nicht ganz in Watte ſitzen muß."

„Und wenn du ins Gedränge kommſt und eins auf'n Kopf kriegſt, und die Packeln ſpringen auf?"

„Ach was, es iſt mir doch im Kopf herumgegangen.

Ich habe da unlängst . . . aber das gehört nicht her. Das werde ich dir 'mal allein sagen."

„Ist es ein Geheimnis?" fragte Binder.

„Gerade nicht . . . es betrifft das, was wir neulich besprachen. Bei mir oben im Krankenhaus."

„Das mit Prag? An meine Völker, das müssen alle hören. Nämlich: unser Horak meint, wir können Prag nicht halten. Es fordert von uns zu viel Opfer. Wir sollen es aufgeben. Wir sollen es machen, wie die Holländer, unsere Deiche ein Stückchen weiter im Land drin bauen . . . wenn das Meer kommt, daß es feste Wälle findet. Also, was willst du dazu sagen?"

Aber schon bereute Binder, daß er das erzählt hatte. Horak biß sich auf die Lippe, und über sein Gesicht flog ein Schatten, wie der Flügel eines schwarzen Vogels.

„Aber, Horak!" sagte Mederer fast vorwurfsvoll.

„Ja," — mit plötzlichem Ruck stieß es Horak hervor — „und nun denke ich anders darüber."

„'raus damit!"

„Nun, denke ich, wir dürfen nicht. Jetzt nicht und später nicht. Denn nun stehen wir im Kampf. Und nun kein Zurück. Wir müssen jetzt Opfer bringen. Alle Opfer. Jeder muß bereit sein."

„Horak! Prachtkerl! Heil!" und die Gläser krachten zusammen — und plötzlich ein jähes Verstummen und ein Lauschen nach dem Hofe hin, als hätte der Lärm die Feinde herbeilocken müssen, als hätte man ein lautloses Heranschleichen überhört —

Nichts ...

Und von neuem stießen sie mit Horak an.

Horak sah mit trübem Lächeln in sein Glas Gießhübler hinein und sagte zu Binder: „Wie mir diese Erkenntnis gekommen ist ... und wann ... das sag' ich dir einmal später."

Stiegl sah nach der Uhr: „Halb elf! Da wird wohl heute nichts mehr sein."

„Man kann nicht wissen!"

„Ach was. Wer spielt a Quodlibet?"

Er setzte sich mit drei Genossen abseits. Waffen und Rüstung legten sie neben sich auf die Erde, und Stiegl begann die Karten zu mischen.

Groß wollte seine Kontrahentengeschichte mit dem Oberleutnant von der Landwehr fortsetzen. Aber dem zerstreuten Nietsche fiel eben eine Geschichte ein. Er hatte schon seit zehn Minuten nachdenklich einen Knopf in seinem Sacktuch betrachtet und fuhr nun plötzlich dazwischen:

„Ja, richtig!"

„Was denn?"

„Ich hab's. Das hab' ich euch erzählen wollen!"

„Erst jetzt?"

„Na, wenn ich mich früher erinnert hätt' ... der Fuchs mit den wegstehenden Ohren von den Karolen hat mir's im Caféhaus erzählt. Also, da sitzen gestern abend um halb zehn vier Karolen auf ihrer Bude in der ... in der ... da irgendwo in der Neustadt."

„Er meint in der Tuchmachergasse."

„Na, egal. Auf einmal um halb zehn Uhr ein Pfiff . . . zwei Schüsse und klirr — bumm in die Fenster. Na, die Karolen denken, da dürfen wir nicht weg, sonst ist's aus mit der Budeneinrichtung. Spielen also Quodlibet, so wie die Herren dort drüben."

„Was is mit uns," schreit Stiegl herüber.

„Nix. Um halb eins großes Getrommel am Tor. Der Wirt geht aufmachen. Wer is draußen? Die Polizeikommission! Warum denn? Abends is geschossen worden, und die Fenster sind eing'schlagen. Die Kommission kommt den Tatbestand aufnehmen. Der Wirt is aber schlau und sagt, die Kommission möcht' morgen früh kommen. Beim Tag is mehr zu sehen. D'rauf wird das Getrommel sehr arg. Und draußen is ein G'schrei . . . wenn der Wirt nicht aufmacht, so wird er umgebracht. Aha, denkt der Wirt, jetzt pfeift der Vogel schon recht. Er rennt also schnell auf die Karolenbude, wo die viere herumstehen und nicht wissen, was sie tun sollen. Meine Herren, sperren's von innen ab und steigen's durch die hinteren Fenster auf den Hof. Was sollen die Karolen machen? Sie sperren ab und steigen hinaus. Mittlerweile dreschen die draußen am Tor herum, daß eine Freud' is. Der Wirt fragt wieder, was sie wollen. Aufmachen oder's Leben. Da denkt der Wirt, was kann g'schehen, wenn's die nicht finden, höchstens ruinieren's a paar Sachen, daß der

Budenwart was zu tun hat. Er macht auf, wird über'n Haufen g'rannt, die Bande stürzt zur Budentür. Versperrt. Der Wirt her! Wo der Schlüssel is? Der Wirt hat aber keinen Schlüssel. Den haben die Herren abgezogen, wie sie fortgegangen sind. Das is nicht wahr, vor einer Viertelstunde war noch Licht in der Bude. Aber der Wirt schwört, er hat keinen Schlüssel. Ein langer Lackel haut ihn mit einer Peitsche übers Gesicht. Dann mit Sesselfüßen gegen die Tür. Sie gibt nicht nach. Dann packen sie einen Tisch und rennen ihn mit der Ecke in die Türfüllung. Wie einen Widder. Und noch einmal und noch ein drittes Mal. Krach, bricht die Tür auseinander. Und die Trümmer fliegen nur so. Dann kriechen sie hinein. Einer zündet das Gas an. Und bei festlicher Beleuchtung des äußeren Schauplatzes beginnt das große Volksfest. Dem gipsernen Bismarck geht's miserabel. B. C.-Protokolle und Schriftstücke gondeln in der Luft herum. Die Scherben von den zerschlagenen Bildern verfinstern das Gaslicht, wie weiland die Pfeile der Perser bei den Thermopylen. Mit dem Hackel vom Wirt zerhauen sie alle Möbel. Endlich ist die ganze Bude ein niedlicher Misthaufen. Dann lassen sie dem Wirt noch ein Faß Bier auslaufen."

„Rohe Bande!" schreit Stiegl vom Quodlibet herüber.

„Gar keinen Respekt vor der Kultur," schließt sich ihm Hormayr an.

„Na und . . ."

„Und aus . . . ich glaube, das genügt," meint Nini.

„Warum haſt du das nicht früher geſagt?"

„Damit wir wenigſtens wiſſen, wie's uns gehen wird!"

„Habt's es noch zeitlich genug erfahren."

Das Geſpräch verſank wieder in den Niederungen des Alltags. Man begann von allem Möglichen, nur nicht mehr von dem Nächſten und Drohendſten. Groß verſuchte noch einigemal ſeine Geſchichte mit dem Oberleutnant von der Landwehr anzubringen. Aber man hatte ſein Intereſſe krampfhaft der Wiſſenſchaft zugewendet. Eine Prüfungsanekdote nach der andern wurde aufgetiſcht. Es war, als ob man die Erwähnung der Gegenwart ſorgſam verhüten wolle, ſeit Nini erzählt hatte, was ſie erwartete. Nicht aus Angſt. Gerade weil man zeigen wollte, daß man die Gefahr nicht fürchtete, ſprach man nicht von ihr. Man ſchwieg ſie tot, wie etwas Selbſtverſtändliches und Unvermeidliches.

Man hatte ſich im geheimen ſtillſchweigend das Wort gegeben, bis über die kritiſche Zeit weg zu warten.

Stiegl und Genoſſen ſpielten ihr Quodlibet. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde wurde es dort lärmender. Alle Augenblick entſpann ſich ein erbitterter Streit in Kommentfragen.

„Mir ſcheint, ihr habt's keine Autorität dort," rief Mederer hinüber.

„Na, wir warten auf dich!“ höhnte Stiegl.

„Bierjunge!“

„Sitzt!“

„Aber, Mederer, was sind das für extravagantes communes oder wie das Zeug im Kirchenrecht heißt. Herrgott! Alles hab' ich vergessen.“

„Na, beim Kirchenrecht kann man nur froh sein.“

„Das ist ein Prüfungsgegenstand — prachtvoll, in dem hat man die grandiosesten Stumpfsinne. Einmal . . . das muß ich euch erzählen . . .“

„Mederer, ich brenne haarig!“ meldete sich Stiegl.

„Ich bin parat. Du hast's Kommando.“

„Eins!“

„Zwei!“

„Drei!“

Beide tranken ihren Ganzen. Mederer mit kleinen, vorsichtigen, zögernden Schlucken, wie eine zimperliche Jungfer, die allein über die Straße geht und Stiegl mit einem einzigen Auf- und Zuklappen seines geübten Schlundes. Er stellte das Glas als erster hart auf den Tisch und sah seinen Gegner mit triumphierend funkelnden Augen an. Mederer trank mit unerschütterlichem Gleichmut weiter.

Hormayr setzte fort: „Also, das muß ich euch erzählen. Da war der Niederegger aus Linz. Den hat sein Vater nicht nach Wien gegeben, sondern nach Prag, weil's da so viel solider is. Na also, er is Kneipschwanz bei uns worden und so weiter. Na ja! Man weiß ja. Diese jungen Leut', manche haben

keinen sittlichen Halt. Dann kann man reden, was man will, es nützt nichts, aus einem Wirtshaus ins andere. Sein Stammbeisel war auf dem Wenzelsplatz: ‚U Senfloku!‘ Dann später hat ihn sein Vater wieder weggenommen und doch nach Wien gegeben. Aber vorher noch, nach dem dritten Jahr hat er doch geglaubt, er muß die erste Staatsprüfung probieren. Er hat also vierzehn Tag' vorher in verschiedenen Büchlein geblättert, dann hat er die Taxen gezahlt, und wie er den schwarzen Anzug angehabt hat, da hat er geglaubt, jetzt is er vorbereitet zur Prüfung. Na also, er kommt herauf und erster Prüfer: Kirchenrecht. So viel Menschenverstand hat der Niederegger doch noch gehabt, daß er im Nichtwissen noch hat Abstufungen machen können und sich gesagt hat: Kirchenrecht, das is g'rad das, was du am wenigsten kannst. Übrigens hätt' er sich vielleicht dasselbe beim Romanum oder beim deutschen Recht g'sagt. Also der fragt ihn was über Konkordate. Natürlich, der Niederegger keine Spur von einer Idee. Dann, was das is: Ordination. Der Niederegger hat was von einer Stunde besonderer Weihe geschwefelt — wahrscheinlich hat er an die Ordinationsstund' gedacht. Der Professor Rähling hat ihn immer schiefer aus den Augenwinkeln ang'schaut. Die goldene Brillen is schon ganz vorne auf der Nasen g'sessen. Und der Niederegger ist auf seinem Sessel hin und her kutschiert und hat seine Streberei in den Abgrund verwünscht. Der Rähling fragt: ‚Also, was ist denn

das Pseudoisidorianische Dekret?' Da gibt's dem Niederegger plötzlich einen Ruck. Er steht kerzengrad' auf und sagt ganz feierlich: ‚Ich bitt', Herr Professor, i tritt von der Prüfung z'ruck.' Natürlich Riesenhallo. ‚O nein,' sagt der Vorsitzende, ‚mein lieber Herr, das geht nicht, jetzt sitzen Sie einmal da, jetzt ent oder — weder.' Der Niederegger sinkt wieder ganz vernichtet zurück. Der Rähling aber, der gute Kerl, leider is er schon tot, hat Mitleid mit dem armen Schwein bekommen und sagt recht freundlich und liebenswürdig: ‚Ich werde Ihnen noch eine Frage geben, die Sie mir gewiß beantworten können. Welche Kirchenämter beruhen auf göttlicher Einsetzung?' Der Niederegger wetzt aber auf seinem Sessel 'rum und hat keine blasse Ahnung. Da will ihm der Rähling helfen. ‚Sie sind gewiß verwirrt! Sie wissen es ja, Sie werden schon d'rauf kommen. Erinnern Sie sich nur. Am Wenzelsplatz ein Wirtshaus heißt so ähnlich, wie das erste, hervorragendste.' Sie wissen, meine Herren, gegenüber vom ‚U Senfloku', vom Niederegger seinem Hauptquartier ist das Bräuhaus ‚U Primasu'. Und der Rähling will den Niederegger mit dem ‚U Primasu' auf das erste Kirchenamt, den Primat, bringen. Der Niederegger spekuliert und spekuliert und weiß nicht, was der Rähling meint. Da gibt der ihm noch einen Stoß: ‚Na, also, gleich das erste Kirchenamt . . . am Wenzelsplatz . . . das Wirtshaus . . . na . . . U . . . U . . . U . . .', da leuchtet das Gesicht vom Niederegger in einem plötz-

lichen Licht, er fährt auf und brüllt: ‚U Senfloku' ... da war ihm freilich nicht mehr zu helfen."

„Na, der Rähling war überhaupt ein guter Kerl. Überhaupt bei uns in Prag. Da soll's in Wien eine furchtbare Leutschinderei sein. Mir hat einer erzählt, daß er bei einer Prüfung war, wo der Kandidat aus dem Corpus juris hat übersetzen sollen. Es war eine Stelle aus den Pandekten, eine Sentenz des Labeo und hat angefangen: Labeo inquit ... Der Unglücksmensch übersetzt: ‚Ich falle, sagte er ...' Und schon schneidet ihm der Prüfer das Wort ab: ‚Nein, Sie fallen, sage ich.'

Es war zwölf vorüber. Vaclav erhob sich und klapperte mit den Schlüsseln: „Meine Herren, möcht' ich gern Haustor absperren."

„Na, is recht!"

„Aber ..."

„Aha! Na ja, der Vaclav fürchtet sich. Groß, geh' mit."

Vaclav und Groß gingen hinaus.

Aus den Winkeln kroch das Schweigen. Leise, mit langen, dürren Spinnenarmen und klebrigen, feuchten Fingern schob es sich an den Wänden empor. Unter den Tischen hockte es in scheußlichen, verworrenen Klumpen und rührte leise an die Knie. Die Quodlibetspieler stritten nicht, und nur das langsame Auflegen der Kartenblätter klapperte durch die Stille. Vaclav und Groß rissen wieder die Türe auf. Und

sie schlug wie in ein Gewoge von weißen, unsichtbaren Fäden hinein, und in wilden, hohen Wellen stürzte wieder Bewegung und Lärm in das Zimmer.

„Na, was war denn?"

„Nichts zu sehen. Alles leer."

Die vergebliche Erwartung war in ihnen heiß und hungrig geworden. Ein Gefühl der Enttäuschung wurde breit und breiter. Dabei wuchs aber immer noch die Erwartung zu ihrem Gipfel empor. Man wußte schon fast, daß kein Überfall mehr stattfinden werde, aber man wünschte und fürchtete zugleich, es möchte sein. Wie man ein liebgewordenes Grauen widerwillig entläßt, wie man eine wollüstige Spannung nachlassen fühlt. Ein gedämpftes Bedauern, eine schwüle Kampflust beherrschte diese letzten Augenblicke. Stiegl und Genossen hatten das Quodlibet beendet, und alles saß wieder um den Tisch herum. Man sprach müde und schläfrig durcheinander. Man horchte nach dem Hof hin und begann dabei schon abzurüsten.

Endlich war es eins.

Alle erhoben sich wie auf Verabredung.

„Die Krisis ist überstanden. Ich glaube, nun kommt nichts mehr," meinte Hormayr.

„Die Stadt wird auch schon ruhig sein."

„Also gehen wir!"

Vaclav bedankte sich für den Schutz in verängstigten Worten. Ob sie morgen wieder kämen?

Ja, natürlich! Wo möglich!

Dann begleitete er sie zum hinteren Tor und sah ihnen vorsichtig nach. In dichten Gruppen gingen sie bis zum Ende der Judenstadt. Sie begegneten keinem Menschen. Auf dem Altstädter Ring trennten sie sich. Horak, Stiegl und Binder gingen dem Wenzelsplatz zu.

Binder ging möglichst langsam, denn er bemerkte, wie Horak mühsam und schwach sich vorwärts bemühte. Endlich konnte er es nicht verwinden: „Hörst du, es war doch ein Blödsinn, aus dem Spital auszureißen."

Horak lächelte: „Freilich, aber soll ich denn dort liegen und in Sicherheit faulenzen?"

„Unfolgsamer Lackel. Wenn du nicht so eine Bärennatur wärest. Die Schmisse neulich waren auch nicht schlecht."

„Und vor allem möchtest du wissen, wie ich zur Änderung meiner Ideen gekommen bin."

„Ja freilich!"

„Du wirst mich vielleicht auslachen, aber das macht nichts. Wie war's denn nur?"

Horak schwieg einen Augenblick.

Es war eine windige, dunkle Nacht. Die Flammen in den Gaskandelabern flackerten unruhig, und die Schatten der eisernen Ständer wanden sich auf dem feuchten, schlüpfrigen Pflaster hin und her wie getretene Würmer. Binder sah sich unwillkürlich um; dort ragten die zackigen Türme der Teynkirche schwarz

in den schwarzen Himmel. Er mußte an Tycho de Brahe denken und an die dunkeln Nächte, in denen er über geheimen Büchern saß, wenn er nicht den lebendigen Himmel studieren konnte.

Da begann Horak mit leiser, schüchterner Stimme: „Vorgestern in der Nacht . . . nein, vor drei Tagen . . . damals wie du mich besucht hast, in der Nacht wach' ich plötzlich auf. Aus einem verrückten Traum heraus . . . ich weiß nicht warum. Der Fleischer und der Wieninski schnarchen wie besessen. Und mir ist so schwer und so großartig, als ob Gott weiß was passieren sollt'. Ich bin ganz verschwitzt und möcht' mich aufdecken, aber ich kann meine Hände nicht rühren. Es ist mir, als ob meine Gedanken auf mir liegen würden . . . zentnerschwer!"

„Ha, ha, ha!" lacht Stiegl, dem es komisch vorkommt, daß Horaks Gedanken in der Nacht auf ihm liegen.

„Lach' doch nicht so blöd', also weiter!"

„Also, wie vor einem großen Ereignis war's. In der Stille hör' ich's in meinen Ohren sausen, wie große Schwungräder. Und auf einmal hör' ich etwas wie eine Stimme; wie in einem Telephon, so weit entfernt und verworren. Aber viel undeutlicher wie im Telephon, so daß ich gar nichts verstehe. Nur, daß sie etwas ganz Großartiges spricht, spür' ich. Also, natürlich war das ein kleiner Fieberanfall, nachträgliche Wirkung der Packeln oder sonst was . . . aber das Merkwürdige war doch, daß mir plötzlich

etwas einfallt. Ganz einfach, ganz selbstverständlich und lapidar. Warum soll es nicht so eine Art Suggestion des Schicksals geben. So daß der Mensch sich erzwingen kann, was er will. Und ebenso das ganze Volk, wenn es will, recht fest, alle zusammen. Warum ... na natürlich, bei Licht betrachtet, ist das alles Blech ... aber, so in gewissen Momenten, da setzt man sich über alles Blech hinweg und glaubt, man hat etwas Großes gefunden. Und vielleicht ist es auch etwas Großes oder wird etwas Großes, wenn man nur recht daran glaubt."

Stiegl stieß Binder mit dem Ellenbogen in die Seite. Offenbar war er innerlich höchst belustigt. Binder schwieg, und eine eisige Kälte kroch an ihm hinauf.

„Und das ist auch der Fall bei uns. Warum zurückweichen? Warum nicht unsere Geschichte erzwingen? Wir haben noch die Kraft der Völkerwanderung in uns, mit der wir schon einmal Europa germanisch gemacht haben. Wir können Opfer bringen."

„Ruhig," flüsterte Stiegl mit heiserer Stimme. Sie waren am unteren Ende des Wenzelsplatzes. Schon vorher begegneten sie in den anstoßenden Straßen Trupps von Menschen, die ihnen feindselig nachschauten. Glastrümmer bedeckten den Boden. Wachleute waren nicht zu sehen.

Stiegl deutete verstohlen auf die gegenüberliegende Seite des Wenzelsplatzes. Dort stand eine größere Gruppe beisammen. Die Leute beobachteten sie offen-

bar. Sie kehrten sich nach ihnen um. Und plötzlich setzte sich die ganze Gesellschaft im Laufschritt auf sie zu in Bewegung.

Die drei standen einen Augenblick wie angewurzelt. Dann aber ging ein grausames, hartes Erkennen durch sie . . . Laufen oder Prügel. Und in diesem Moment stieg in ihnen auch wieder all das Lächerliche dieser Begebenheiten auf. Dieses kleinliche Geraufe und dieses Zittern und Aufregen um ein nichts, um ein paar Püffe, einige blaue Beulen und zerfetzte Röcke. Aber auch das stieg in ihnen auf: sie waren Vertreter, und all das waren ja nur Symbole.

In diesem Augenblick bog ein Wagen in scharfem Trab aus der Ferdinandsgasse auf den Wenzelsplatz und fuhr gerade zwischen ihnen und dem Menschenhaufen durch.

Da erfaßte sie alle drei der Gedanke: vorwärts.

In gleichem Tempo liefen sie neben dem Wagen her und ließen ihn dadurch immer zwischen sich und den Verfolgern. Sie entzogen sich so ihren Blicken. Und denen mochte wohl an dem Fang auch nicht besonders gelegen sein. Nach einigen hundert Schritten hörten sie das Johlen und Schreien hinter sich, und dann ließen sie den ganzen Trupp in dem Dämmerlicht des großen Platzes zurück.

Endlich blieben sie stehen und schöpften tief Atem. Horak war bleich und stützte sich schwer auf Binders Arm.

Das Rollen des Wagens verklang am oberen Ende des Wenzelsplatzes.

Sie schwiegen noch immer und gingen langsam weiter.

„Na, das war sehr belehrend," brummte Stiegl.

„Auf unsere alten Tage müssen wir noch auskneifen."

„Jetzt nur nichts reden. Da wird's unheimlich."

Drüben sahen sie schon wieder schwärzliche Klumpen von Menschen.

„Nicht laufen. Nicht langsamer gehen. Und schweigen."

Ungefähr fünfzig Burschen kamen parallel mit ihnen, hinter ihnen her, den Wenzelsplatz hinauf. Und wirres Durcheinander von Stimmen.

Sie kamen an ihnen vorbei.

„Gut is 'gangen. Nix is g'scheh'n," murmelte Stiegl.

Da löste sich von der Gesellschaft einer ab und kam geradeswegs auf sie zu. Knapp vor ihnen blieb er stehen, sah Binder unter die herabgezogene Hutkrempe und fragte in tschechischer Sprache:

„Meine Herren, sind Sie Deutsche oder Tschechen?"

Stiegl rannte ihn mit dem Ellenbogen in die Seite, und wortlos wollten sie weiter, da erhob er seinen Stock, und aus vollem Hals brüllte er hinter ihnen her: „Herkommen, herkommen, da gibt's was."

Der Trupp fuhr herum und mit langen Sprüngen auf sie zu. Höhnische, verzerrte Gesichter, fuchtelnde

Stöcke vor den Augen ... geballte Fäuste ... ein Überſprudeln von Schimpf und Wut ... Binder fühlte ſich in einem Nu von Horak und Stiegl getrennt. Rippenſtöße und das Reiben von Körpern an Körpern, die ſich, im nächſten Augenblick im wütendſten Kampf verbiſſen, überkugeln werden. Binders Ebenholzknüttel wird ihm entriſſen. Er haſcht danach. Drei, vier Fäuſte halten ſeine Hand feſt. Er reißt ſich los. Man hat ihm den Rock aufgeriſſen und ſucht nach dem Band auf ſeiner Bruſt. Ein einziger Hieb, ein Stoß, und es kann ein Zerfleiſchen daraus werden oder auch bloß eine lächerliche, ſchändliche Prügelei. Er wird um ſich ſelbſt gewirbelt und erblickt dabei Stiegl, mit dem Rücken an die Hausmauer gelehnt, in einem Knäuel von Stöcken und Fäuſten. Horak iſt nicht zu ſehen.

Da ſchreit einer: „Sie haben Dolche in den Stöcken.“

Und Binder weiß, jetzt geht's los.

Aber — da teilt ſich die wirre Maſſe vor ihm wie entzweigeſchnitten. Ein Mann ſteht in dem Spalt, der die Leute mit weit ausgebreiteten Armen links und rechts zurückdrängt.

„Halt!“ ruft er tſchechiſch, „zurück. Es ſind intelligente Leute, die Herren hier. Das iſt eine Schande: Fünfzig gegen drei. Dadurch werdet ihr nichts erreichen.“

Und zu Binder wendet er ſich im fließendſten Deutſch: „Sie ſollen ſehen, die Tſchechen ſind nicht

so arg, wie sie oft gemacht werden. Ich werde die Leute hier zurückhalten. Laufen Sie, so schnell Sie können."

„Horak und Stiegl . . ."

„Kommen schon" . . . und er zerteilt die Menge, beschwichtigend, drohend und befehlend.

Der Weg vor ihnen wird frei: „Schnell, schnell!"

Ein hartnäckiger Trotz hält Binder zurück. Er will keine Trophäe in den Händen der Sieger lassen: „Mein Stock . . . wo . . ."

„Gleich," und der Fremde greift in den Haufen und reicht ihm seinen Stock. „Aber jetzt rasch, sonst kann ich sie nicht zurückhalten."

Aber die drei können nicht laufen. Das können sie nicht. Sie schämen sich noch von vorhin. Die ganze Aufregung der letzten Minuten bebt noch in ihnen, und wie Bleigewicht hängt es an ihren Füßen. Jeden Schritt ziehen sie wie aus tiefem Schlamm heraus. Sie wollen würdevoll und stolz davonschreiten und gehen nur schwerfällig und plump.

Hinter ihnen ist ein lautes Getümmel. Ein Streit unter ihren Verfolgern, zwischen den Friedensfreunden und den Unversöhnlichen.

Plötzlich hören sie wieder den ganzen Schwarm im Laufschritt hinter sich her: „Halt! Halt!"

Und sie bleiben stehen und warten.

Und wieder werden sie umzingelt. Binders Stock wird ihm wieder entrissen.

Er erkennt den Beschützer ganz nahe bei sich.

„Ruhig," flüsterte er, „sie wollen nur den Stock."

„Was gibt's denn?"

„Jemand hat ihnen erzählt, die deutschen Studenten tragen Dolche in den Stöcken!"

Alle drängen sich um eine elektrische Bogenlampe, und Binders Stock wandert von Hand zu Hand. Jeder dreht, klopft, versucht . . . nichts.

„Ich werde Ihnen den Stock noch verschaffen, aber dann . . ."

„Wir wohnen hier schon in der Nähe."

„Aber, bitte . . . schnell . . ."

Und da reicht er ihm auch schon seinen Stock.

„Ich danke!" Dabei sieht ihm Binder in die Augen. Und es ist ihm, als hätte er diese klugen Augen schon irgendwo gesehen.

Sie gehen.

Wie sie nun um die Straßenecke biegen und nicht mehr gesehen werden können, fangen sie an zu laufen und laufen immerzu, so von Herzen . . . ah! Alle Rastlosigkeit und Wut laufen sie sich herunter.

Und es ist höchste Zeit.

Denn wie sie zur nächsten Ecke kommen, hören sie schon wieder den Lärm hinter sich.

Aber da ist auch schon das Haus.

Den Schlüssel ins Schloß, umdrehen und aufstoßen, und sie stehen im finsteren Haustor.

Horak entzündete eine Wachskerze: „Ich bleibe bei euch über Nacht."

„Selbstverständlich!"

Im schwachen Schimmer des Lichtchens fällt Binder wieder auf, wie elend der Horak aussieht. Violette Schatten unter den Ohren und unter den Augen. Nasenspitze, Schläfen und Backenknochen fahlgelb.

Während sie die Stiegen hinaufsteigen, muß Binder immer an die klugen Augen des Fremden denken, die ihm so bekannt schienen.

Und dazwischen wieder an Horak.

Es ist ihm, wie wenn zwischen den zweien eine geheime Verbindung bestünde.

Und plötzlich fällt es ihm ein ... diese Augen sind die Augen Tycho de Brahes!

Und er will herausplatzen: Horak, Tycho de Brahe! Aber er hält sich zurück. Horak weiß ja nichts von Tycho de Brahe.

Aber jene Stimme in der Nacht. In derselben Nacht, in der Binder von ihm träumte.

Und in demselben Augenblick sagte Horak: „Ja, ja, wir müssen Opfer bringen."

Im entlegenen Winkel

In der Nacht gab's viel Lärm auf der Straße. Binder schlief sehr schlecht.

Am Morgen erklärte Stiegl bündig und kurz: „Das ist mir zu dumm. Ich fahre nach Haus."

„Hast du Geld?"

„Was, Geld? Heute ist der erste."

„Glaubst du, der Geldbriefträger wird heute austragen?"

„So soll er unter militärischer Bedeckung kommen. Kommen muß er!"

„Werden sehen! Jetzt haben wir was anderes zu tun."

„Was denn?"

„Aufstehen und auf die Bude gehen."

Binder hatte in der Nacht darüber nachgedacht, was nun werden sollte. Und schließlich war er zu demselben Entschluß gekommen wie Stiegl: nämlich nach Haus fahren. Vorher mußte aber alles in Sicherheit sein. Die Bude mußte ausgeräumt werden, und die wichtigsten Sachen wollten sie Vaclav zur Aufbewahrung übergeben.

Horak wollte sie begleiten. Binder dankte und redete ihm zu, hier zu bleiben. Endlich ließ er sich überzeugen und blieb.

Sie beabsichtigten zuerst, aus Tonis Wohnung einige Hilfskräfte zur Arbeit zu holen. Aber als sie die Menschenmassen sahen, die alle Seitenstraßen durch-

fluteten, ſtanden ſie davon ab. Da war nicht durchzukommen. Am beſten geradeaus den Wenzelsplatz hinunter. Der war einigermaßen durch Polizei und Militär frei gehalten.

Vaclav war vor Freude außer ſich. Nichts war geſchehen. Niemand war gekommen. In aller Frühe war Abraham dageweſen und hatte ſich erkundigt.

Binder kündigte ihm ihre Abſicht an, die Bude ſoweit als möglich auszuräumen. Wohin ſie die Sachen geben könnten?

Vaclav kratzte ſich den Kopf und war wieder einmal außerordentlich verlegen. In den Keller? Aber da gehe es nicht, da ſeien zu viele Ratten da. Auf dem Boden? Aber bei einem Überfall würden ſie wohl ſeinen Boden auch durchſuchen, wenn ſie auf der Bude nichts fänden.

Hm! Hm!

Ob nicht der Schuſter oben etwas zu ſich nehmen wollte. Der ſei ſo was, wie ein Deutſcher.

Vaclav verſchwand und kehrte nach einem Augenblick mit der Nachricht zurück, der Schuſter wolle recht gerne. Sie möchten ſelbſt mit ihm ſprechen.

Sie ſtiegen die ausgetretenen Holzſtufen hinan. Es war faſt ganz finſter und roch dabei nach feuchter Wäſche. Das Treppenende lag in ſchwachem Lichtſchein. Ein enger, kurzer Gang mit einer Glaswand gegen den Hof. Ein trübes, ſchmutziges Licht quoll von den engen Hofwänden durch die Scheiben, wie ein graues, fettiges Spülicht. Eine Menge Türen

mündeten auf den schwach-dämmrigen Raum. Bei einem Waschtrog stand eine Frau mit aufgeschürzten Ärmeln und wusch. Der dünne Stoff ihrer Bluse und der Schürze war naß und klebte ihr fest gegen den Leib. Sie sah nicht auf. Auf dem Boden krochen zwei oder drei Kinder herum. Eines der Kinder schlug nach einer Katze, die blitzschnell davonschoß und in dem runden Bodenloch einer Tür verschwand.

Vaclav klinkte eine Tür auf.

„Guten Morgen, meine Herren," sagte eine tiefe Stimme.

Von einem Fenstertisch erhob sich eine große, breite Gestalt und kam ihnen entgegen.

Binder reichte ihm die Hand: „Sie wollen so freundlich sein, unsere Sachen aufzubewahren."

Er zögerte, Binders Hand zu nehmen, wischte lange an der Hose herum, griff endlich danach und schüttelte sie kräftig. In diesem Moment reute Binder seine Leutseligkeit und Biedermeierei auch schon wieder, denn es war eine feuchte und schmutzige Hand.

„Ja," sagte er, „von Herzen gern. Nur weiß ich nicht, ob ich genügend Raum und Sicherheit werde gewähren können."

Binder wunderte sich über die gewählte Ausdrucksweise des Schusters. Seine Blicke flogen im Zimmer umher. Und mit dem einmaligen Umkreisen hatte er das Drama dieses Lebens erschöpft. Das ganze Zimmer war ein wüstes Durcheinander von Kleidern,

Wäschestücken und Geschirren. Auf dem weißen Kachelofen standen schief und wirr Schüsseln, Töpfe und Teller übereinander. Unter den ungeordneten Betten hervor zog sich eine Wasserlache weit in das Zimmer hinein. Auf dem Tisch standen noch Kaffeekannen und Schalen. Das schmutziggelbe Tischtuch hing auf der einen Seite mit einem breiten Zipfel in die Wasserlache hinein. Über dem altväterischen Schrank mit Messingbeschlägen und Zierungen ein staubblinder Spiegel.

Dann kam ein Winkel, der war wie eine andere Welt. Da stand der Schustertisch. Lederstreifen und Schuhbestandteile, Leisten und Kneipe auch hier in Unordnung. Aber es war hier ein malerisches Durcheinander im Vergleich zu dem ekligen Wirrwarr in der übrigen Stube. Es war, wie wenn ein fast künstlerischer Geist über diesem Schustertische waltete.

Das Licht kam durch dieses Fenster viel freundlicher und williger herein, als durch die beiden andern. Heller und freudiger schien es in diesem kleinen Eckchen. Der Fußboden schien gekehrt. Auf dem Fensterbrett stand ein Vogelhaus mit einem Kanarienvogel. Und über dem Schustertisch war ein Bücherbrett. Er trat näher und sah erstaunt: Goethe, Bismarcks Reden in Reklambücheln und Treitschkes deutsche Geschichte.

„Nicht wahr," sagte der Schuster mit einer leisen Befangenheit, „es sind gute Bücher? Ein bißchen wenig. Das ist alles, was ich mir von meiner Bi-

bliothek gerettet habe. Aber etwas muß man doch haben."

Binder saugte das Bild dieses Zimmers in sich. Dann sah er dem Schuster in das gelbe, zerklüftete Gesicht: „So darf ich Ihnen unsere Sachen anvertrauen."

Der Schuster wurde ganz rot und freudig erregt. Und Binder schämte sich, daß er ihm seine Hand hatte entziehen wollen. Er fühlte, hier war ein Vornehmtun nicht am Platze.

Der Schuster rief sein Weib herein und trug ihm auf, auf dem Boden Platz zu machen. Dort sollten die Sachen untergebracht werden. Das Weib stemmte die roten, aufgeschwemmten Fäuste in die Seiten und begann: „Na, und wo soll ich denn unsere Sachen hingeben, ha?"

„Die stell' derweil weg!"

„Wohin denn, möcht' ich wissen. Verschaff' mir ein' zweit'n Bod'n, so räum' ich dir's weg."

„Ich bitt' dich . . ."

„Ah was, da gib's kein ich bitt' dich. Wir hab'n kein' Platz und aus."

„Na, wir können ja," lenkte Binder ein, „die Sachen auch zum Vaclav auf den Boden geben."

Der Schuster antwortete nicht. Er stand mit dem Rücken gegen Binder. Da sah er, wie er den Kopf niederduckte und die Achseln senkte, wie unter einer Last. Die Halsadern schwollen ihm an wie Stricke, plötzlich . . . wie sich die Wasserschläuche der Feuer-

wehren füllen. Die Ellenbogen zogen sich ihm krampfhaft an den Leib.

So stand er einen kurzen Augenblick.

Dann hieb er mit der Faust auf den Tisch auf, daß die Schalen und Gläser in die Höhe sprangen. Das Tischtuch glitt zur Erde und zog das Geschirr mit. Klirrend zerbrachen Kannen und Tassen auf dem Boden.

Das Weib warf einen scheuen Blick auf ihren Mann und rannte zur Tür hinaus.

Der Schuster wandte sich um. Er war blauviolett im Gesicht: „Sie verzeihen! Bitte, die Sachen nur zu bringen."

Draußen stieß Stiegl Vaclav an. Und während sie über die finsteren Stiegen hinuntertasteten und stolperten, entnahmen sie aus den kurzen, unverständlichen und wirren Brocken Vaclavs die Geschichte eines Versinkens. Ein wohlhabender Gewerbetreibender und jetzt ein armseliger Flickschuster. Aber wie Sterne, wie unvergängliche, goldene Ideale, waren drei Namen über diesem Leben: Goethe, Bismarck, Treitschke. Die abgeschobenen, eckenwunden Bücher mit den matten, vergriffenen Rücken, wie die Symbole einer heißen, weltfremden, elendentlegenen Verehrung. Und ein eigentümlicher Zusammenklang aus den grundverschiedensten Tiefen des deutschen Wesens.

Dann schleppten sie die wichtigsten Sachen von der Bude davon. Zuerst das große Bild vom „Dreißigjährigen". Die hervorragendsten Couleurphotographien.

Alle Wichsen und Paradeschläger. Die Protokollbücher und Briefschaften. Nur gerade das steifgliedrige, schwere Mobiliar blieb zurück, das man bloß zerschlagen, aber nicht verulken konnte. Jedes Restchen von Farbe, alle Fahnen und Wappen wurden entfernt. Sie wollten die Abzeichen der Verbindung vor Verhöhnung sicherstellen.

Der Schuster hatte auf seinem kleinen Bodeneckchen Platz gemacht. Es war ein versteckter Winkel unter dem schief abfallenden Dach. Eine kleine Luke mit Schiebeverschluß ließ ein kaltes, hartes Licht einfallen, als sie öffneten. Ein feindliches Licht, und ein böser, keuchender Wind, unter dessen Flügeln das verirrte Schreien einer entfernten Menge war.

Die Insel

Der inaktive Bursch Toni streckte sich lang auf sein Sofa aus und steckte die unendlich lange Immhofpfeife in den Mund.

„Nietsche, sei so freundlich und zünd' an."

Nini suchte Streichhölzer. Er warf den Tabaksbeutel, das „Lehrbuch der Anatomie", das Rasiermesser, die Zeitung, die Kokosnußschalen, die gewissen Photographien durcheinander — nichts. Er fuhr mit dem Stock unter das Sofa, er suchte auf dem Kasten oben, daß der Papagei laut kreischte und nach seinem Finger hackte — nichts. Im Nachtkasten, auf dem Fensterbrett, hinter dem Aquarium — nichts.

„Du, Toni!"

Toni gab einen langen Schnarchton von sich. Es war drei Uhr, das war Tonis Schlafenszeit. Die Pfeife hing ihm aus dem Mund und glitt mit jedem Augenblick mit der schwerer werdenden Hand tiefer. Zwischen Mundwinkel und Pfeifenspitze spann sich ein feiner, nasser Faden Speichel. Aha, dachte Nietsche und schwieg. Dann setzte er sich in den schwarzledernen Lehnstuhl und begann nachzudenken. Morgen fuhr er nach Wien. Das stand fest. Er hatte nicht Lust, sich in seiner eigenen Wohnung hauen zu lassen. Denn das war gewiß die Absicht gewesen, das ließ er sich nicht nehmen. Was hatten die drei fremden Kerle bei ihm zu tun gehabt, die sich bei seiner Zimmer-

frau nach ihm erkundigt hatten. Er war ja zum Glück nicht zu Haus gewesen. Aber er hätte schwören wollen, daß sie ihn hatten hauen wollen. Es war doch wirklich merkwürdig ..... und in zwei Minuten schlief Nini genau so fest wie Toni.

Tonis Zimmer war eigentlich das gerade Gegenteil einer Studentenbude. Seine große Leidenschaft war das Viehzeug. Augenblicklich bestand seine Menagerie gerade aus einem Kakadu, einer indischen Spottdrossel, drei Wellensittichen, drei Stieglitzen, fünf Kanarienvögeln, einem Star, einem Igel, drei Meerschweinchen, und einer Zucht Makropoden. Die Horde Mehlwürmer, die zu Fütterungszwecken dienten, nicht zu rechnen. Toni war ein ständiger Gast bei den Tierhändlern. Wie auf anderen Buden Bilder und Schläger, so hingen bei ihm Vogelkäfige umher. In der Ecke beim Fenster stand das Aquarium, in dem ein Makropodenschwarm nach dem andern jämmerlich umkam. Viel Dauer hatten die Tierleben bei Toni überhaupt nicht. Einmal hatte er eine Katze gehabt, ein reizendes Angoratier, das hatte man ihm in der Küche mit siedendem Wasser verbrüht. Seinen Forterrier mußte er vertilgen lassen, weil er von einem wütenden Hund gebissen worden war. Eine Serie von fünf Laubfröschen war ihm einmal aus ihrem Glas entkommen. Zwei waren aus dem Fenster gefallen. Zwei waren auf der Stiege zu breiten Karikaturen zertreten worden. Der letzte hatte sich auf den Boden geflüchtet und war dort in einem Winkel

zur Mumie verdorrt. Eine Spottdrossel hatte einmal den Brand in einem Bein bekommen. Toni schnitt ihr als großer Chirurg den ganzen Fuß mit der Schere ab. Das Tier lebte noch einen Monat und ging dann ein, wahrscheinlich aus Langeweile, immer auf einem Fuß stehen zu müssen.

Den Bedürfnissen der Tiere paßte sich der ganze Haushalt an. Die Zimmerfrau und Gidi, der mit Toni in häuslicher Gemeinschaft lebte, waren die Opfer. Die Fütterung dauerte täglich bis gegen elf Uhr vormittags. Dann ging Toni zum Speisen, und nun erst konnte die ordnende Hand der Hausfrau walten. Am frühen Nachmittag begannen die Besuche, und am späten Abend ging der letzte weg. Tonis Heim war eine zweite gemütliche Couleurbude. Hier fand man alles, was man wollte: Stettenheims Humoresken und Maupassants Novellen, Zigarren und Bierbaums „Studentenbeichten", ein kaltes Nachtmahl und verbotene Photographien, Rasierseifen und ärztliche Ratschläge. Hier wurden die besten Witze gemacht. Von der harmlosesten Stichelei bis zum richtigen, dramatisch aufgebauten, großstiligen Ulk. Hier hatte man einmal den größten Affentanz der Neuzeit aufgeführt. Das war noch zur Zeit, als Toni zu Studienzwecken ein vollständiges Skelett besessen hatte. Um ein paar Gulden hatte er es vom Diener des anatomischen Institutes gekauft. Es war ein prächtiges Skelett, kunstvoll mit Draht zusammengefügt, in den Gelenken frei beweglich. Zur selben Zeit wohnten

Toni drei Jungfräulein gegenüber. Toni und sein Kreis und die drei Jungfräulein standen gegeneinander, wie zwei feindliche Weltanschauungen. Hier Lachen und vergnügtes Grinsen über die verpudelten Lockenköpfe, drüben Fensterzuschlagen und verächtliches Rückendrehen. Eines Tages aber wurde der gegnerischen Mißachtung eine furchtbare Rache angetan. Dämon Alkohol war nach der Kneipe auf eine infernalische Idee gekommen. Das Skelett wurde angezogen. Die hohen Kanonen kamen über die dürren Knochen der Beine. Über Schultern und Arme ein Rock. Dann die Kappe auf den Kopf und das Band um die Brust. Und nun setzte man den klappernden Studententod auf das Fenster und ließ ihm die Beine hinausbaumeln. Ein Strick hielt ihn im Zimmer fest. Ein zweites Leitseil führte zu seiner Hand — man konnte das alles getrost wagen, denn hier am Ende der Stadt, nahe der Moldau, standen sich die zwei letzten Häuser ohne Nachbarn gegenüber. Die Sonne ging auf, der helle Sommermorgen flutete ins Zimmer. Im Lehnstuhl neben dem Fenster schlief Toni mit dem Leitseil in der Hand. Endlich wurde drüben das Fenster geöffnet. Ein durchdringender Schrei, Toni erwachte. Ein Zug am Leitseil, und das Skelett erhebt grüßend die Hand. Ein zweiter Schrei und dann war drüben alles still. Solange die drei Schwestern noch drüben wohnten, wurde dieses Fenster nicht mehr geöffnet. Zum nächsten Vierteljahr zogen sie aus. Später verkaufte Toni das Skelett. Jetzt wohnte

ein Major gegenüber und mit dem mißachtete man sich nicht, mit dem war man sich gegenseitig Luft.

Tonis Bude war wie eine Insel.

Zwischen den grauen Mauern der Zinskasernen zwei Fenster mit Blumentöpfen und Vogelkäfigen, dazwischen ein romantischer Wirrwarr von Büchern und Heften. In den einförmigen Sandwüsten des Alltags wie eine Zuflucht lustiger Wüstengeister. Hier klangen die endlosen Mensurgespräche in geistreichen Wendungen aus. Hier huschte man über die Oberfläche der neuen Literatur hin, gefiel sich in tollen Paradoxen, grub kunstphilosophische Gymnasiastenorakel aus und war so klug, wie man konnte. Und der Herrscher dieser Insel war Toni, der Philosoph und Naturhistoriker, der ewige Fuchsmajor und Erfinder von Rasierseifen, Mediziner und Küchensachverständiger, Vogelzüchter und Couleurpolitiker.

Auf diese Insel brandeten die Sturmwogen dieser Tage in leise verklingenden Wellen.

Auf Tonis Insel konnte man schlafen, während draußen die Plünderungen bei hellichtem Tage begonnen hatten.

Toni und Nietsche schliefen und träumten.

In Nietsches Träume mischten sich die Unruhen der Gassen und das Sicherheitsgefühl, das ihm Tonis Bude gewährte. Jemand hatte ihm einen großen, gelben Löwen geschenkt, der hatte eine großartige, lange Mähne und schlug mit dem Schweif furchtbare Räder. Dabei hatte er ein Menschengesicht mit schief

geschlitzten, mandelförmigen Mongolenaugen und einem blonden Schnurrbart, so wie manche deutschen Holzschneider der Frührenaissance die Löwen darzustellen liebten. Nini führte den Löwen an einem Strick und warf sich furchtbar in die Brust, denn jetzt hatte er das Gefühl: mir kann nichts geschehen. So ging er mit seinem Löwen durch die ganze Stadt, und alles wich mit bleichen Gesichtern zurück. Karo, der Löwe, trottete hinter ihm drein und benahm sich an allen Straßenecken nach Art der Hunde. Dann kam ein Wachmann dazwischen und wollte die Marke des Tieres sehen. Und dann . . . plötzlich stand Nini in seiner Wohnung allein und war in einer schrecklichen Angst, weil der Löwe nicht bei ihm war. Und er hörte draußen klopfen. Das sind die Feinde. Er fühlte es nur dumpf und wollte schnell in den Ofen kriechen. Aber er blieb mit den Schultern in der Ofentüre stecken und konnte nicht mehr zurück. Und er hörte, wie draußen im Vorzimmer jemand sprach. Dann das Scharren von vielen Füßen, und jetzt flog die Zimmertüre auf . . .

„Na prost," sagte Gidi, „der Kaiser Barbarossa schläft noch, und die Raben fliegen schon längst nicht mehr."

„Sie sitzen auf Leichen und mästen sich," deklamierte Binder, „und wenn sie fliegen wollten, so könnten sie nicht, weil . . ."

„. . . sie zu angefressen sind," ergänzte Mederer.

„Ganz richtig! Neun Monde treiben die Leichen

stromabwärts, der Fluß tritt aus seinen Ufern und schwemmt die toten Körper ins Ackerland."

„Aber, Spaß beiseite, es gibt eine ganze Menge Tote. Gestern und heute ist schon fest geschossen worden."

„Na ja," meint Toni verschlafen und gähnt.

Nini ist ganz munter und horcht atemlos.

Die ganze Gesellschaft hat sich unten im Caféhaus getroffen. Gidi und Mederer haben Neuigkeiten geholt. Dann sind Binder, Stiegl und Horak vorbeigegangen, auf dem Wege zum Toni. Also herein mit ihnen.

„Gestern war noch der reinste Waisenknaben-Unterhaltungsabend gegen heute. Ein paar Mediziner haben erzählt, daß in allen Instituten die Fenster eingeschlagen sind."

„Na, wenn sonst nix is."

„Und heute wird geplündert. Systematisch und nach allen Regeln der Kunst. Gestern waren sanfte Präludien. Heute sind erst alle Register gezogen. Alles lichtscheue Gesindel ist ans Tageslicht gekrochen. Gestern war es noch Demonstration, heute ist Aufruhr und Empörung."

„Aber . . . aber, Mederer, reg' dich ab. Wenn du dich auch aufregst, so vermehrt das nur die lebendige Kraft der Prager Aufregung. Wer kocht mit mir einen Tee?"

„Mit Rum?"

„Ja, lieber Leser!"

„Na, dann ja," meint Stiegl, äußerst gnädig gestimmt.

„Was nützt das alles, wenn wir keine Zeitung haben," greinte Nini, als er vor der dampfenden Schale saß.

„Unten im Caféhaus war auch nichts zu haben. Übrigens hat der Wirt abgesperrt. Er glaubt, wir bekommen in dieser Gegend Besuch."

„Vielleicht bemühen sich die Herren zu uns."

„Nein, ich hab's satt, ich fahr' morgen nach Haus," sagte Nini entschlossen.

„Ich auch."

„Ich auch."

„Horak, du nicht?"

„Nein!"

„Lächerlich, sträub' dich nicht schon wieder so eigensinnig."

Horak schwieg.

Man wurde nicht klug aus ihm — sah er die Notwendigkeit ein oder nicht.

Aber dann kam wieder der elende Geldpunkt. Es stellte sich heraus, daß die ganze Gesellschaft zusammen zwei Gulden im Vermögen hatte. Der Briefträger war überall ausgeblieben.

Stiegl stand in einer Ecke und probierte mit Tonis Übungsschläger Lufthiebe: „Mir ist — — ssst ... pfeift nicht ... mir ist ... sssst ... schon besser ... alles ... habt's ihr die Tiefquart g'seh'n ... wurst ..... sssssst."

„Laß die Fechterei, mit wem willst du antreten.

Vielleicht mit seiner Herrlichkeit, dem Mob. Hilf uns lieber Gold machen."

„Schau, lieber Binder, das kann ich nicht. Ich hab's schon öfter versucht. Aber es geht nicht."

Binder packte Stiegl beim Handgelenk: „Halt."

„Nein, es geht nicht," brüllt Stiegl . . . „au." Binder hatte ihm das Handgelenk gequetscht. Stiegl ließ den Schläger fallen und packte den Gegner um den Leib. Beide fielen lachend auf Tonis Bett und wälzten sich keuchend und schnaufend drin herum. Der Papagei schrie vom Kasten aus Leibeskräften hinunter, und das wackelige Bett krachte in allen Fugen.

„Also, Schluß," sagte Toni, „ich hab's." Der Ringkampf war im Augenblick aus, und die Kämpfer verharrten lauschend in ihrer engen Umschlingung.

Und Toni sprach gewichtig das eine Wort:

„Abraham." — Allgemeine Verblüfftheit.

„Aber, natürlich! Das Ei des Kolumbus."

„Warum in die Ferne schweifen . . ." deklamierte Binder.

Und Nini begann aus Leibeskräften zu singen: „Auf in den Kampf, Torero!"

Selbst Horak lächelte müde und belustigt.

„Also vorwärts auf die Bude. Dann müssen wir doch dem Vaclav auch sagen, daß wir fortziehen."

„Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir zieh'n in die Weite.
Et habet bonam pacem.
Qui sedet post fornacem."

„Na, auf den fornacem freu' ich mich schon ein bissel," knurrte Mederer.

„Kneifer," brüllte Stiegl, erwischte ihn lachend um die Mitte, wirbelte ihn dreimal im Kreise und stellte ihn dann hin.

Mederer taumelte nach seinem Hut, drückte ihn in die Stirn. Dann machte er eine großartige Handbewegung auf Stiegl zu: „Leonidas, der Sparterkönig."

„Gib mir einen Engpaß und dreihundert Spartaner!"

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen."

„Mederer, du wirst klassisch!"

Und lachend ging's bei der Tür hinaus.

Opfer

Wie ein weißes Leichentuch senkte sich der Nachtnebel über die Stadt.

Schwer und feucht, wie vom Schweiß durchwimmerter Fieberstunden. Ein leises, langsames Rieseln löste sich aus den dicken Fladen, wie sich schimmernde Quallen auf dem Boden in schlüpfrige, schmutzige Gallerten verwandeln.

Und in dem nassen, kotigen Qualm brodelte es von dem wüsten Geschrei der Menge. Ein Brausen und Branden, ein schriller und mißfarbener Tumult.

Das Militär hatte die wichtigsten Straßen und Plätze tagsüber besetzt gehalten. Die Ketten standen Gewehr bei Fuß und sperrten die Straßeneingänge; nur hie und da öffneten sie sich, um einen Wagen der Straßenbahn durchzulassen. Den Reihen der Soldaten gegenüber stand die Menge . . . feindselig, lauernd, von Zeit zu Zeit mit dem Brüllen des wilden Tieres.

In den Straßen klappte der harte Schritt der Patrouillen.

Dann gelang es einem Pöbelhaufen, in irgendeine Straße einzudringen. Die Männer stürzten in die Häuser, erbrachen die Geschäftsläden von innen und zerschlugen die Scheiben und Türen. Die Weiber warteten draußen. Die Waren wurden auf die Straßen herausgeschleudert. Die Weiber rissen sie an sich und liefen davon. Wenn Militär oder Polizei kam, gaben die Pöbelposten ein Warnungssignal. Und die ganze

Menge verschwand in den nächsten Straßen und Häusern. Die Wache fand dann nur Trümmer und Fetzen. Und ein Stück weiter sammelten sich die Banden von neuem zur Plünderung.

In der Brenntegasse sahen die Frankonen ihren Weg versperrt. Die ganze Breite der Straße erfüllte eine heulende Menschenmenge. Und drüben ging etwas vor. Binder und Stiegl wurden gegen den erhöhten Steinrand eines Hauses gedrückt und sahen über die Köpfe der Menge hinüber.

Da waren hart nebeneinander ein Branntweinschank und ein Spielzeuggeschäft. Beide Läden waren erbrochen, und in sinnloser Habgier und Zerstörungswut hatten sie Schnapsfässer und Puppen auf die Straße gezerrt. Aus den Spundlöchern der Fässer quoll in breiten, gelben Strahlen der Branntwein. Die Männer hielten die Mützen darunter und tranken. Ein Stoßen und Würgen um den Platz am Faß. Und ein Taumeln und Lallen und Brüllen. Zwischen den Fingern durch, aus den Mützen heraus floß der Branntwein weiter. In einem trüben Bach voll Straßenkot und Schmutz. Und ganze Reihen von Weibern lagen längs des Baches auf dem Boden und schlürften mit langen, gierigen Zügen. Und andere traten über sie weg und zwischen sie hinein, rücksichtslos, quetschend und wüst.

Dazwischen flogen aus dem Spielzeugladen die kostbaren Puppen in weitem Bogen unter die Menge. Wo so ein zarter Körper niederfiel, ein Augenblick

des tollsten Gedränges — und dann war er in tausend Stückchen zerrissen. Porzellanköpfe und Beine und Kleidchen wurden wie Siegeszeichen in der Luft geschwenkt. Und ein unauslöschliches Gelächter nach jedem neuen Wurf. Einer hatte eine große, schöne Gliederpuppe mit feinen Spitzenkleidern in Schnaps getaucht und angezündet. Er wirbelte das brennende Ding um den Kopf und schrie dazu aus Leibeskräften. Und ein Johlen und Jauchzen des Beifalls war die Antwort.

Binder fühlte in sich einen Ekel und eine ohnmächtige Wut aufsteigen. Er hätte mit Händen und Füßen um sich schlagen mögen. Er wußte, daß man da im Symbole alles Feinere verbrannt hatte, und daß der Beifall nicht dem Zerstörer einer Puppe, sondern dem Besieger alles höheren Lebensinhalts galt. Daß das keine irregeleiteten Bekenner ihres Volkstumes waren, sondern unterweltliche Gewalten, die im Beginne siegreicher Orgien standen.

Er stieß die andern an: „Weiter!" Man sprach nicht. Denn sprechen war gefährlich. Man verständigte sich durch Blicke. Aber man konnte nicht weiter. Und schon begann die Umgebung aufmerksam zu werden.

Da pflanzte sich ein Schrei unter der Menge weiter: Ausreißen! Und ein unwiderstehlicher Strom riß die Freunde fort. Reitende Polizei sprengte gegen die Massen an, und in blinder Flucht stürzte alles davon. Atemlos und ganz erschöpft fand man sich in einer der nächsten Gassen wieder.

Horak lehnte sich gegen die Wand: „Ich kaufe mir einen Revolver. Jetzt wird's wohl nötig sein."

„Wo?"

„Beim Preis, bei unserem Waffenschmied."

„Da sind wir ja."

Drei Häuser weiter war der Laden des Klingenverkäufers. Bei Preis hatte die Frankonia unbegrenzten Kredit. Preis kannte die Menge ihrer zahlungsfähigen alten Herren. Die Rechnungen standen bei ihm oft bis zu bedeutenden Summen an. Und der Kredit der Verbindung übertrug sich auch auf den einzelnen.

Aber Preis hatte den Laden geschlossen. „Also, von hinten herein."

In seinem Hinterstübchen brannte ein gedämpftes Licht. Binder klopfte in abgemessenem Takt.

„Wer ist da?"

„Frankonia!"

Der Riegel wurde zurückgezogen. Preis ließ die Studenten mit einem tiefen Bückling eintreten. Er sah etwas verstört aus und lächelte zerstreut: „Womit kann ich den Herren dienen?"

„Heute keine Klingen, Herr Preis."

„Ich errate. Schießwaffen!"

„Ja, Revolver."

„Ich hab' keine mehr, meine Herren. Nur ein paar alte Pistolen aus dem vorigen Jahrhundert."

„Wieso?“

„Heute habe ich siebenundzwanzig Stück Revolver verkauft. Und ich weiß nicht, wieviel hundert Stück Patronen.“

„Gar nichts mehr also?“

„Nein, gar nichts.“

„Herr Preis, wir haben einen schweren Gang durch die Stadt auf unsere Bude und dann noch nach Haus. Wenn was passiert, sind Sie schuld.“

„Um Gottes willen, nein. Kommen Sie mit mir.“

Preis ging in den dunkeln Laden voran. Vorsichtig drehte er einen Hahn auf, und eine kleine, helle Scheibe tanzte auf der Spitze des Gasarmes. Dann zog er aus einer Lade drei Revolver hervor.

„Gut, der ist für mich,“ und Binder ließ den Hahn einigemal schnappen.

Toni steckte den zweiten ein.

„Wer will den dritten?“

„Ich,“ und Horak streckte die Hand nach der Waffe aus. Er ließ den Lauf im schwachen Gaslicht blitzen.

Binder war es, als ob dies nicht sein sollte. Als ob Horak hier nach etwas griffe, das ein böses, verderbliches Lachen in sich trüge.

„Horak, laß den Revolver lieber dem Nini. Der phantasiert immerfort von dem großen Kampf in seiner Wohnung.“

Horak zögerte und ließ den Arm sinken.

Da kam wieder von draußen das dumpfe Brausen und Dröhnen heranziehender Menschenmassen. Ein leichtes Zittern und Schwanken des Bodens. Immer näher und näher. Und dann draußen vor dem Laden. Das Scharren der Körper an den eisernen Türflügeln. Flüche und Aufstampfen von Stöcken. Eine heisere Stimme versucht, ein Lied anzustimmen. Wie mit gebrochenen Flügeln sinkt es einigemal zurück, dann erhebt es sich langsam in den hinteren Reihen. — Und jetzt wieder Wutgeschrei und hastendes Jagen. Menschen werden gegen die Türen geschleudert. Ein kurzes Aufraffen und dann Weiterlaufen. Die Masse wird lichter und den letzten Flüchtlingen knapp auf den Fersen Pferdehufgeklapper, reitende Polizei.

Die ganze Jagd verklingt in der Ferne.

„So geht's schon den ganzen Tag," sagt Preis.

Horak sieht auf. Und mit entschlossenem Trotz steckt er den Revolver in den Sack.

„Herr Preis, die drei Waffen einstweilen aufschreiben."

„Ja, ich bitte schön."

* * *

Auf der Vaclavbude war alles still und leer.

Nur der Schuster von oben saß in einer Ecke. Mit trüben, glasigen Augen stierte er die rot-weißen Muster

des Tischtuches an. Es war das erstemal seit einem halben Jahr, daß er wieder bei Vaclav saß.

Vaclav lief unruhig aus einer Ecke in die andere und sah jeden Augenblick auf den finsteren Hof hinaus.

„Sie kommen noch nicht," sagte er endlich zum Schuster.

Der gab keine Antwort und sah geradeaus vor sich hin.

Es war ihm in seinem Zimmer eng und bang geworden, als die Studenten gegangen waren. Das waren wieder einmal Menschen von draußen. Aus der Welt, in die seine Bücher wiesen. So ganz andere als sein Weib, die Hausleute, der tägliche Umgang. Und er kam sich in seinem Winkel ganz klein und erbärmlich vor. Seine Zufriedenheit versank in einer nagenden Unruhe. Er wollte hinaus und mehr mit diesen Menschen sprechen. Jetzt fühlte er es, er hatte den lebendigen Zusammenhang mit seinem Volk verloren, und Bücher allein halfen hier nicht. Er saß bei Vaclav, trank ein Bier nach dem andern und wartete.

Endlich kamen sie.

„Lieber Vaclav, wir werden uns in der nächsten Zeit nicht sehen."

Vaclav wurde ganz bleich und taumelte beinahe.

„Ja, es nützt nichts, wir fahren nach Haus, und Toni und die andern, die dableiben, können nicht jeden Tag zu dir daherlaufen."

„Können wir nicht."

„Aber ein Krügel Bier kannst du uns bringen."

Und Binder suchte nach einem Tisch. Der Schuster wurde ganz rot im Gesicht, nickte zur Begrüßung und rückte ein Stückchen weiter.

Aber die Studenten setzten sich nicht zu ihm.

Binder sah sich den engen, verräucherten Raum noch einmal an. Von der Hängelampe quoll ein gelbliches, trübes Licht verdrossen in den halbdunkeln Raum. Aus den feuchten, schmutzigen Ecken schien es emporzusteigen wie ein häßlicher Rauch. Und es legte sich Binder schwer auf die Brust. In diesem Augenblick war es ihm, es wäre in dieser Vaclavbude alles Ekelhafte und Hassenswerte des Studentenlebens zusammengedrängt. Hier war alles, was den Schwung, den Sonnenflug hinderte. Hier war keine Begeisterung aufgekommen, nur spöttische Späße, keine freie Lustigkeit, nur spitzes Witzeln. Und dann dachte er an seine Heimatstadt. An den tollen Übermut, mit dem er die ungleichen Türme der Pfarrkirche begrüßte. Einer kurz und dick, der andere lang und mager und dazwischen das steile, nebelfeuchte Dach. Und das tiefe Tal davor mit dem krummen Fluß. Jetzt war es wohl weiß und tief im Schnee. Und dann, schon am Abend hielt er sein Mädchen im Arm und küßte ihren lieben, lieben, braunen Kopf.

Aber — hatte es auf der Vaclavbude nicht auch Stunden der Freude und der Kraft gegeben? Nur nicht ungerecht sein. Er war ganz versöhnlich ge-

stimmt, die Vorstellungen aus der kleinen Stadt, seine Liebe, die Kirchtürme, die gutmütigen und dummen Spießbürger waren in ihm, wie ein sanftes Läuten. Er nahm Abschied von der Bude. Denn auf dem Wege hatten sie beschlossen, sofort nach Beendigung der Krawalle ein neues Heim zu suchen. Und schließlich: war nicht im Leben eines jeden so eine Art von Vaclavbude? So ein Zufluchtsort in Übergangszeiten. Ein kleines Loch mit schmutzigen Ecken und häßlichen Dünsten. Mit lichtscheuen Trunkenheiten und krankhaften Entzückungen. Wo die Instinkte der Reinlichkeit sterben mußten, und die Nützlichkeit frech und dick die Wünsche nach einem Darüberhinaus in die Winkel preßte. Er dachte an Tycho de Brahe und an sein Wort von den stärker Wollenden. An die Überwinder der Übergangszeiten. An die einzelnen und die Völker, die zu siegen verstanden.

Und er fühlte die Kraft zu diesem Siege in sich und in seinem Volke.

Aber jetzt gab es noch Sorgen um das Nächste.

Toni hatte einen Burschen aus dem Haus zu Abraham geschickt.

Er hatte ihm einen Zettel mitgegeben: „Frankonia in Todesgefahr. Viel Geld mitbringen."

Abraham ließ aber zurücksagen, daß seine Frau krank sei, und daß er nicht kommen könne. „Aha," meinte Toni, „der Lump weiß, was wir wollen. Er hat's wohl 'raus, daß ihr fortfahren wollt. Und dazu

ist er niemals zu haben. Wir sind bessere Kundschaften, wenn wir in Prag bleiben."

Noch einmal mußte der Bursche zu Abraham laufen. Diesmal schrieb Toni: „Abraham! Wenn Du nicht kommst, so nehme ich nie mehr einen Kreuzer Moos von Dir."

Und Abraham entgegnete lakonisch auf dem abgerissenen Rand einer Zeitung: „Mit was für einer Freud' drohst Du mir?"

Aber Toni lachte: „Na also, die Frau ist nicht mehr krank. Jetzt wird auch der Abraham bald kommen."

Nach zehn Minuten öffnete sich die Tür und Abraham trat ein: „Den letzten Knopf wollt' ihr mir aus dem Sack ziehen. Ihr seid ärger als die Straßenräuber. Jetzt in die schweren Zeiten, woher soll ich Geld nehmen? Kein Mensch zahlt. Und ich soll fort hergeben. Nur hergeben. Und meine Frau is schwanger, und nächste Woch' wird das Ereignis sein. Was mer da Geld braucht! Gott!"

Dann sah er sich zornrot im Kreise um. Alles lachte. Und Abraham schrie die Tafelrunde wütend an: „Wer will Geld haben?"

„Ich."

„Ich."

„Ich."

„Ich."

„Na, na, nicht soviel auf einmal, mich trifft der Schlag."

Abraham zog einen Pack Banknoten aus der Tasche und zählte auf.

Dann schnaufte er tief auf und ließ sich ein Bier kommen, und mit grimmigem Gesicht brachte er Binder die Blume.

„Auf fröhliches Wiedersehen."

„Heil."

Und die Gläser klangen zusammen mit einem vollen und dröhnenden Akkord.

Der Schuster hatte sich mit seinem Glas von seinem Tisch erhoben und näherte sich zaghaft und schwankend. In kleinen Stößen schwappte das Bier über den Rand des Glases und rann ihm über die zitternde Hand in den Ärmel. Er stellte sich vor den Tisch hin und hob das Glas hoch: „Meine Herren! Vivat academia! Prosit!"

„Der kann Latein; woher?"

„Ich war zwei Jahre im Gymnasium, meine Herren . . . dann . . ."

„Dann is der Vater g'storben und der Onkel hat Sie zum Schuster 'geben," ergänzte Stiegl.

„Ja," nickte der Schuster und stützte sich schwer auf die Tischecke, daß alle Gläser ins Wackeln kamen.

„Na, ich kenn' diese G'schichten schon."

„Entschuldigen die Herren, ich . . ." und der Schuster rülpste aus den Tiefen seines Leibes.

„Jetzt haben wir keine Zeit . . ., bis wir wiederkommen . . . Vaclav zahlen!"

Und der Schuster blieb mit Vaclav und Abraham

allein zurück. Er stützte sich noch immer auf die Tischecke, und bei seinen Schwankungen stießen die leeren Gläser klirrend zusammen. Brummend schüttelte er den Kopf, und aus seinen Augen rannen zwei Tränen.

* * *

Horak hatte sich ebenfalls bei Abraham gemeldet und von ihm Geld bekommen. Alle fanden das sehr vernünftig und redeten auf Horak ein, er solle mit dem ersten Zug fahren.

Horak gab keine Antwort und schritt ruhig zwischen den andern weiter.

Dann kamen sie in die Nähe des Wenzelsplatzes.

„Ob wohl noch Militär draußen ist?"

„Auf keinen Fall gehen wir über den Wenzelsplatz."

„Aha, gestern haben sie euch ihn gründlich abgewöhnt."

„Abgewöhnt, lächerlich . . . gibt's nicht," renommierte Stiegl, „wir haben freiwillig verzichtet!"

Es war erst neun Uhr vorüber. Aber in den abseits gelegenen Straßen herrschte eine unheimliche Ruhe.

Und jetzt war man auf dem Trennungspunkt. Es war kein lauter Abschied, es war nur ein kurzes, verstohlenes Händedrücken und ein leises Flüstern.

Noch wenige Schritte ging Horak mit Binder und Stiegl. An der nächsten Straßenecke blieb er stehen

und reichte Binder die Hand. „Auf Wiederſehen,“ ſagte er und ſah an ihm vorbei ins Leere.

„Was . . . wohin willſt?“

„Nach Haus!“

„Wohin . . . hier nach Haus? Allein nach Haus?“

„Ja, ich muß doch . . .“

„Warum? Warum willſt du nicht noch heute Nacht bei uns bleiben? Du gehſt dann morgen gleich mit uns auf die Bahn.“

„Ich kann nicht . . . ich muß doch Koffer packen.“

„Sei vernünftig und komm' mit uns!“

„Aber laßt mich doch in Ruhe, mit der immerwährenden Aufpaſſerei. Ich hab's ſatt, und jetzt geh' ich nach Haus. Servus.“

„Na, wenn du abſolut nicht willſt.“

„Gute Nacht.“

„Auf Wiederſehen! Glückliche Reiſe.“

Binder und Stiegl gingen ſchweigend weiter. Dann, nach einer Weile ſagte Binder: „In dieſem Horak iſt etwas Schweres und Drückendes. Ich weiß nicht, ob es aus ihm iſt. Aber ich fürchte, es wird ihn zu Boden ziehen . . .“

Horak wandte ſich ab und ſchritt in eine dunkle und ſtille Gaſſe. Es war nur ein enger Zwiſchenraum zwiſchen zwei hohen Häuſerreihen. Wie eine verbogene Röhre zog ſich dieſe Gaſſe winklig und krumm zwiſchen den ſchmutzigen Mauern hin. Und ein dumpfer Geruch quoll ihm aus den Pfützen und Haustorecken entgegen. Es war in den letzten Tagen

ein furchtbarer Zorn in ihm losgeworden, eine unaufhörliche Reizbarkeit. Und er empfand das Alleinsein als Wohltat. Nur loskommen von den Freunden, die alle diese Last nicht fühlten, die ihn zerquetschte. Die keinen solchen heiligen Zorn empfanden wie er. Die die Schmach nicht fühlten, die in diesem Herumdrücken und Davonlaufen und Nachhausfahren lag. Und die dumpfe Luft dieser Gasse legte sich ihm schwer auf die Brust. Ein heftiger Ekel erschütterte ihn.

Er wußte eigentlich nicht, warum gerade er sich so aufregte. Die andern nahmen all diese Entwürdigungen viel selbstverständlicher und ruhiger hin. So als ob es sein müßte, als ob man es auch dem Gegner vergönnen müsse, sich auszutoben. Fast mit einer Art von Gerechtigkeitsgefühl und Verständnis ertrugen sie diese empörenden Schandtaten, diese himmelschreienden Greuel. Sie ereiferten sich wohl und schimpften darüber, aber das war noch nicht das Rechte. War das in ihm ein Rest des slawischen Blutes seines Großvaters?

Er hätte mit kaltem Blut diese Hunde umbringen mögen. Einige Männer kamen Horak entgegen.

In der engen Gasse widerhallten die Schritte und die lauten lärmenden Stimmen.

Es waren drei elegante, junge Herren mit dicken Stöcken. Drei Tschechen. Als sie an Horak vorbeikamen, verstummte ihr Gespräch einen Augenblick, und sie sahen ihm spöttisch ins Gesicht. Horak war

kaum ein paar Schritte weiter, so kam ihm einer nachgelaufen: „Heh, Sie, Herr! Wieviel Uhr ist es?“

Horak gab keine Antwort und ging weiter, aber in seinem Innern stieg ein blutroter Schein empor, und seine Hand umklammerte krampfhaft in der Tasche den Schaft des Revolvers.

Da bekommt er von rückwärts einen Hieb über den Kopf. Er fühlt den Schlag, vor seinen Augen schießt ein Funkenregen durcheinander, und er taumelt gegen die Wand. Es ist, wie wenn ihm die Hand mit der Waffe von einer fremden Gewalt aus der Tasche gezogen würde. Aber er öffnet die Finger krampfhaft und reißt den Arm heraus. Da sieht er, wie der Mensch vor ihm zu einem zweiten Schlage ausholt. Abwehrend hebt er den Arm zum Kopf. Der Hieb gleitet am Ellenbogen ab und streift die Schulter. Da läßt Horak seinen Stock fallen und fährt dem Gegner mit beiden Händen nach dem Hals.

Aber da packt ihn jemand um den Leib und reißt ihn weg. Und zugleich preßt ihm jemand die Kehle zu. Horak muß den Hals, in den er seine Finger verkrampft hat, freigeben, weil ihm selbst der Atem ausgeht. Er schlägt zweimal, dreimal mit den Armen in die Luft und wird dann zu Boden gerissen. Der Feind, den er vorhin gewürgt hat, wirft sich jetzt über ihn und gräbt die Nägel in seinen Hals. Ein anderer bearbeitet sein Gesicht mit dem unteren Ende seines Stockes. Horak fühlt, wie seine Arme steif und unbrauchbar werden. Und er fühlt auch, daß er hier

nichts zu hoffen hat. Er sieht mit einem letzten Schimmer von Bewußtsein, wie dem Gesicht über ihm die Augen vortreten und wie sich die Züge verzerren.

Da zieht er langsam seine Hand unter dem Körper hervor. Es sind lange, lange Augenblicke. Und endlich faßt er in der Tasche des Überziehers den kalten Schaft des Revolvers. Den Raster, den hat er schon vorher ausgezogen. Und jetzt ist wieder eine wilde Lustigkeit in ihm, eine tolle Freude, knapp am Rande der Bewußtlosigkeit. Denn jetzt hat er den Feind. Und er zieht die Waffe hervor und zwängt sie zwischen sich und den Körper über ihm — mit der Mündung nach oben.

Dann drückt er los.

Ein dumpfer Knall.

Ein Zucken geht durch den Körper und ein Erschlaffen der Muskeln. Ein Strom frischer Luft drängt in die zusammengeschnürte Kehle Horaks.

Er weiß jetzt, er hat getroffen.

Und es jubelt etwas in ihm, wie eine Erlösung ist es. Und einen Augenblick hat er die Empfindung einer weiten, weißen Fläche aus feinem Samt, über den es sich so angenehm mit der Hand streicht. Und durch den Samt zieht sich ein roter, schön roter, breiter Streifen. Und wenn man ihn betastet, ist er so warm wie Blut.

Aber aus der beginnenden Bewußtlosigkeit reißt ihn ein furchtbares Stöhnen und Röcheln. Und jemand rüttelt ihn an der Schulter.

Er schlägt die Augen auf und richtet sich langsam auf. Da vor ihm wälzt sich der Mensch auf der Straße und wimmert und winselt. Er haut mit den Händen um sich und schlägt mit den Fäusten wider den Kopf.

Und um ihn ist eine große Blutlache.

Aber Horak muß lachen. Dieses Wimmern ist ihm so angenehm, und die ganze Spannung der letzten Tage erstirbt ihm in diesen jämmerlichen Tönen.

Die zwei Freunde des Getroffenen stehen dabei und können sich vor Schrecken nicht rühren.

Und niemand kommt.

In der einsamen Gasse wagt sich niemand heraus. Nur hie und da öffnet sich ein Fenster.

Und der Getroffene wälzt sich am Boden und wimmert. Und die zwei Freunde stehen noch immer da und rühren sich nicht. Da schreit Horak dem einen zu: „Schnell auf die nächste Polizeiwachtstube, und Wachleute und Träger."

Und der rennt davon, als ob es hinter ihm brennte.

Die zwei andern starren schweigend zu Boden.

Dann kommen ein paar Leute. Einer ist ein Mediziner und reißt dem Verwundeten die Kleider auf. Ein ganzer Klumpen von schwärzlichem Blut hat sich in den Hosen verfilzt. Man sieht, der Schuß ist in den Leib gedrungen, und die Kugel steckt noch im Innern.

Nicht ein Wort wird gegen Horak laut.

Der steht daneben und läßt die Hand mit dem Revolver hängen.

Scheue Blicke von der Seite, aber nicht ein Wort.

Endlich kommen die Wachleute und die Träger. Ein Wachmann tritt heftig auf Horak zu: „Sind Sie der . . .“

„Ja.“

„Sie gehen mit!“

„Selbstverständlich.“

Der Wachmann tritt befremdet und verblüfft zurück.

Dieses Selbstverständlich ist wie ein leiser Triumph.

Der Verwundete wird auf die Tragbahre gehoben, und gleich hinterdrein kommen seine Freunde. Die Wachleute und Horak. Dann die Zuschauer.

Und dann verklingen die gequetschten Geräusche der Schritte und das dumpfe Flüstern in der engen, winkligen Röhre.

Hie und da wird ein Fenster zugeschlagen. Ein von der Nässe aufgequollener Rahmen mit Gewalt zurückgerissen.

Dann Stille . . .

Die Laterne an der nächsten Biegung macht einen langen Hals und schaut nach dem Platz hinüber.

Aber sie sieht nichts mehr, als einen dunkeln Fleck auf den nebelfeuchten Pflastersteinen.

Kein Ende

Um acht Uhr zwölf Minuten morgens ging der Zug, mit dem Binder und Stiegl Prag verlassen wollten.

Seit sieben Uhr waren die Bahnhöfe mit Polizeiposten besetzt. Man war gewarnt, seit dem gestrigen Angriff auf eines der Bahnhofgebäude, dem eine Restauration zum Opfer gefallen war.

Auf dem Perron gab es nur zwei Arten von Reisenden. Solche, die hier auf der Durchreise Halt machen mußten und solche, die von Prag wegfuhren. Die einen mit ängstlichen, nervösen Mienen, die andern verschüchtert, scheu, doch freudestrahlend.

Binder und Stiegl unterhielten sich in der letzten Viertelstunde mit Beobachtungen dieser Leute.

In Binder war es leicht und frei geworden. Und Stiegl war unzurechnungsfähig vor Übermut. Er überbot sich selbst in schlechten Witzen.

Dann kamen Mederer und Nietsche. Nietsche war ganz blaß, ein Auge verschwand unter einer Schwellung, die von einem Faustschlag herrühren mußte. Der Hut war weg. Sein Winterrock hing ihm in Fetzen um den Leib. Der eine Ärmel war ausgerissen.

„Aber, Nini, wer hat dich denn so abgestochen?"

„Ja, heute ist's zu spät . . . jetzt fahre ich weg. Lächerlich, jetzt könnt' ich schon dableiben, jetzt hab' ich schon meine Wichs."

„Also haben sie dich erwischt?"

„Na, freilich." Und er erzählt, daß er sehr bald aufgestanden sei, um rechtzeitig auf den Bahnhof zu kommen.

Dann hat er den Koffer gepackt. Wie er gerade fertig ist, kommt die Wirtin und sagt, zwei Herren sind draußen und möchten ihn sprechen. Aber der Nini ist schlau, er weiß gleich, was das für Herren sind. Hut auf, fest in die Stirn und Koffer in die Hand und 'raus. Er schießt zwischen den zwei Herren durch. Die schnappen nach ihm, aber er bei der Türe 'raus. Aber da — das ganze Vorhaus, die Stiege voll Leute. Und es regnet Hiebe auf ihn, er fliegt von Arm in Arm, wie ein Ball, hie und da kann er nur einen Vorerstoß versetzen. Und so wird er buchstäblich drei Stock hinunter bis vors Haustor geprügelt. Wie er unten ist, schnappt er nach Luft. Und da merkt er erst . . . Hut weg, Rock weg, Koffer weg. Dann hat ihn eine Polizeipatrouille aufgepackt und auf den Bahnhof begleitet. Na, so ein Pech!

Da läutet es, und der Portier ruft den Zug Mederers und Nietsches aus.

Ein kräftiges Händeschütteln.

„Also, lieber Mederer, auf Wiedersehen . . . hoffentlich nicht mehr auf der Vaclavbude."

„Nee," knurrt Mederer grimmig und steckt Binder seine Nase ins Gesicht: „Saugegend!"

Dann pfeift der Zug auch für Binder und Stiegl.

* * *

Und während die durch das sonnenüberglänzte Hügelland ihrer Heimat entgegensausen, wird in Prag unter dem Wirbeln der Trommeln das Standrecht verkündigt.

Ein summarisches Verfahren für Aufruhr, Zusammenrottung, Widersetzlichkeit.

Und wie ein eiserner Stachelgürtel legt es sich jetzt um den zuckenden, heulenden Körper des häßlichen Dämons der letzten Tage. Die dunkeln Menschen, die Hyänen der Empörung, kriechen in ihre verborgenen Schlupfwinkel zurück, und die Ruhe des Todes legt sich über die Stadt.

Und in der Zeit, in der sich der Aufruhr winselnd zurückzieht und stirbt, stirbt auch im Krankenhaus der tschechische Student, den Horak in die Lunge getroffen hat.

* * *

Später wurde Horak gegen Erlag einer Sicherstellungssumme aus der Untersuchungshaft entlassen. Er wurde von den Geschworenen freigesprochen, weil er im Stande der Notwehr gehandelt hatte.

Aber die Aufregungen der letzten Zeit hatten ihn ernstlich krank gemacht.

Er suchte einen Kurort nach dem andern auf und starb endlich irgendwo im Süden an einer Lungenblutung.

* * *

Und über seine Leiche weg tobte der Kampf der stärker Wollenden weiter, der Kampf der Rassen und der Kulturen, das Leben in seiner ganzen jauchzend-schönen, glühenden, blutrünstigen Grausamkeit.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	5
Die neue Bude	7
Allerseelen	27
Der Olymp	49
Auf Mensur	73
Die Geschichte von Tycho de Brahes Tod	101
Eine Fortsetzung	125
Bilanz	137
Die Wollenden	141
Kräfte	167
Fahnenwache	185
Im entlegenen Winkel	219
Die Insel	229
Opfer	241
Kein Ende	261

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 079431133